This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

35. k. 13a

✓

NR 12

Deutsche Liebe.

Deutsche Liebe.

Aus den Papieren eines Fremdlings.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1857.

Erste Erinnerung.

Die Kindheit hat ihre Geheimniſſe und ihre Wunder — aber wer kann ſie erzählen, und wer kann ſie deuten? Wir ſind Alle durch dieſen ſtillen Wunderwald gewandert — wir haben Alle einſt in ſeliger Betäubung die Augen geöffnet, und die ſchöne Wirklichkeit des Lebens überflutete unſere Seele. Da wußten wir nicht, wo wir waren, und wer wir waren — da war die ganze Welt unſer, und wir gehörten der ganzen Welt. Das war ein ewiges Leben — ohne Anfang und ohn' Ende — ohne Stillſtand, ohne Schmerz. Im Herzen war es hell

wie Frühlingshimmel, frisch wie Veilchenduft — still und heilig wie ein Sonntagsmorgen.

Und was stört diesen Gottesfrieden des Kindes? Wie kann dies unbewußte und unschuldige Dasein je ein Ende nehmen? Was treibt uns heraus aus dieser Seligkeit der Alleinheit und Allgemeinsamkeit, und läßt uns plötzlich allein und einsam im dunkeln Leben?

Sagt nicht mit ernster Stirn, daß es die Sünde sei! Kann denn ein Kind schon sündigen? Sagt lieber, wir wissen's nicht und müssen uns drein ergeben.

Ist es die Sünde, welche die Blüte zur Blume macht, und die Blume zur Frucht, und die Frucht zu Staub?

Ist es die Sünde, welche die Raupe zur Puppe macht, und die Puppe zum Schmetterling, und den Schmetterling zu Staub?

Und ist es die Sünde, welche das Kind

zum Manne macht, und den Mann zum Greis, und den Greis — zu Staub? — und was ist Staub?

Sagt lieber, wir wissen's nicht und müssen uns drein ergeben.

Doch ist's so schön, an den Frühling des Lebens zurückzudenken, in sein Inneres zurückzuschauen — sich zu erinnern. Ja auch im schwülen Sommer, im trüben Herbst, und im kalten Winter des Lebens gibt's hier und da einen Frühlingstag, und das Herz sagt: „Mir ist's wie Frühling zu Muthe." Ein solcher Tag ist's heute — und da lege ich mich hin auf das weiche Moos im duftigen Wald, und strecke die schweren Glieder aus, und schaue hinauf durch das grüne Laub in das unendliche Blau — und denke: Wie war's doch in der Kindheit?

Da scheint Alles vergessen — und die ersten Seiten des Gedächtnisses sind wie eine alte

Hausbibel. Da ſind die erſten Blätter ganz verblichen, auch etwas angegriffen und nicht ganz reinlich. Erſt wenn wir weiter blättern und zu den Capiteln kommen, wie Adam und Eva aus dem Paradies vertrieben wurden, da fängt Alles an rein und leſerlich zu werden. Ja, und könnten wir nur das Titelblatt mit dem Druckort und der Jahreszahl finden! Aber das iſt ganz verloren, und ſtatt deſſen finden wir nur eine reinliche Abſchrift — das iſt unſer Taufſchein — und da ſteht's, wann wir geboren wurden, und wie unſere Aeltern und Pathen hießen, und daß wir uns nicht für Ausgaben sine loco et anno halten dürfen.

Ja aber der Anfang — wenn es nur keinen Anfang gäbe, denn bei dem Anfang da hört gleich alles Denken und Erinnern auf. Und wenn wir ſo in die Kindheit, und von der Kindheit in die Unendlichkeit zurückträumen, da iſt's

als ob der böſe Anfang immer weiter fortginge, und die Gedanken laufen hinterher und können doch nie darüber hinwegkommen, ſowie ein Kind den Ort ſucht, wo der blaue Himmel auf der Erde liegt, und läuft und läuft, und der Himmel läuft immer vor ihm her, und liegt doch immer auf der Erde — aber das Kind wird müde und kommt nie dahin.

Als wir nun aber einmal da waren — da — hier — wie es nun einmal mit uns angefangen hatte — was wiſſen wir denn da? Ja die Erinnerung ſchüttelt ſich wie ein Pudel, der aus den Wellen taucht und dem das Waſſer in die Augen läuft — und er ſieht recht wunderlich aus.

Ich glaube aber doch, ich kann mich noch erinnern, als ich zum erſten mal die Sterne ſah. Sie mögen mich ſchon oft vorher geſehen haben, aber eines Abends da war es mir, als wäre

es kalt, obgleich ich meiner Mutter im Schooſe lag — und es ſchüttelte mich, und ich fror, oder ich fürchtete mich — kurz es ging etwas in mir vor, was mein kleines Ich mehr als gewöhnlich auf ſich aufmerkſam machte. Da zeigte mir die Mutter die hellen Sterne, und ich wunderte mich und dachte, das hat doch die Mutter recht hübſch gemacht. Und dann fühlte ich mich wieder warm, und mag wol eingeſchlafen ſein.

Und dann erinnere ich mich, wie ich einmal im Graſe lag und Alles um mich her ſich ſchaukelte und nickte, und ſummte und ſchwirrte. Und da kam ein ganzer Schwarm von kleinen vielfüßigen geflügelten Weſen, die ſetzten ſich auf meine Stirn und Augen und ſagten Guten Tag. Da thaten mir aber meine Augen weh und ich rief meine Mutter, und die ſagte: „Armer Junge, wie ihn die Mücken geſtochen haben!“

Da konnte ich die Augen nicht aufmachen und den blauen Himmel nicht mehr ſehen. Aber meine Mutter hatte einen Strauß von friſchen Veilchen in der Hand, und da war es mir, als ob ein dunkelblauer friſcher würziger Duft durch meinen Kopf zöge, und noch jetzt, wenn ich die erſten Veilchen ſehe, ſo erinnere ich mich, und da iſt es mir, als müßte ich die Augen ſchließen, damit der alte dunkelblaue Himmel jener Tage wieder über meine Seele ſteige.

Ja, und dann erinnere ich mich, wie wieder eine neue Welt ſich mir aufthat, und die war ſchöner als die Sternenwelt und der Veilchenduft. Das war an einem Oſtermorgen. Da weckte mich die Mutter früh und vor dem Fenſter ſtand unſere alte Kirche. Die war nicht ſchön, aber ſie hatte doch ein hohes Dach und einen hohen Thurm, und auf dem Thurm ein goldenes Kreuz, und ſah ſoviel älter und grauer

aus als die andern Häuser. Einmal wollte ich auch wissen, wer da drinnen wohnte, und sah hinein durch die eiserne Gitterthür. Da war es aber inwendig ganz leer, und kalt und schaurig — auch nicht Eine Seele im ganzen Haus — und seitdem schauerte es mich immer, wenn ich bei der Thür vorbeikam. Nun an dem Ostermorgen, da hatte es in der Früh geregnet, und dann war die Sonne so recht in voller Pracht aufgegangen, und da glänzte die alte Kirche mit dem grauen Schieferdach und den hohen Fenstern und dem Thurm mit dem goldenen Kreuz in ganz wunderbarem Schimmer. Auf einmal fing das Licht, das durch die hohen Fenster strömte, zu wogen und zu leben an. Das war aber viel zu hell, als daß man hätte hineinsehen können; und als ich die Augen schloß, da kam das Licht doch in die Seele hinein, und drinnen schien Alles zu leuchten und zu duften, und zu

ſingen und zu klingen. Da war es mir, als ſinge ein neues Leben in mir an, ja, als wäre ich ein anderer Menſch geworden; — und als ich die Mutter fragte, was das ſei, ſo ſagte ſie, es ſei ein Oſterlied, das man in der Kirche ſänge. Was für ein helles, heiliges Lied es war, das mir damals durch die Seele drang, habe ich nie herausfinden können. Es muß wol ein altes Kirchenlied geweſen ſein, wie ſie unſerm Luther manchmal durch die ſtarre Seele brachen. Wieder gehört habe ich es nie. Aber noch jetzt, wenn ich ein Adagio von Beethoven, oder einen Pſalm von Marcello, oder einen Chor von Händel, ja manchmal, wenn ich im ſchottiſchen Hochland oder in Tirol ein einfaches Lied höre, dann iſt es mir, als ob die hohen Kirchenfenſter wieder leuchteten, und Orgelton in die Seele dränge, und eine neue Welt ſich öffne — ſchöner als Sternenhimmel und Veilchenduft.

Das ist es was ich mich aus der ersten Kindheit erinnere — und dazwischen schwebt ein liebes Muttergesicht, wol auch der milde ernste Blick des Vaters — und Gärten, und Weinlaub, und grüner weicher Rasen und ein altes ehrwürdiges Bilderbuch — und das ist Alles, was ich auf den ersten verbleichten Blättern des Gedächtnisses noch erkennen kann.

Dann aber wird es heller und deutlicher. Namen und Gestalten treten hervor. Nicht nur Vater und Mutter, sondern Brüder und Schwestern, und Freunde und Lehrer — und eine Menge fremder Leute. Ach ja, von den fremden Leuten — da steht so Manches in der Erinnerung geschrieben!

Zweite Erinnerung.

Nicht weit von unſerm Hauſe und gegenüber der alten Kirche mit dem goldenen Kreuz, da ſtand ein großes Gebäude, noch größer als die Kirche, und mit vielen Thürmen. Die ſahen auch ganz grau und alt aus, aber ſie hatten kein goldenes Kreuz, ſondern ſteinerne Adler ſaßen auf den Spitzen, und eine große weiß und blaue Fahne flatterte auf dem höchſten Thurme gerade über dem hohen Thorweg, wo die Stufen hinaufgingen, und wo an beiden Seiten zwei Soldaten zu Pferd Schildwach hielten. Das Haus hatte viele Fenſter, und hinter

den Fenstern sah man rothe seidene Vorhänge mit goldenen Quasten, und in dem Hofe standen rings herum die alten Lindenbäume — die überschatteten im Sommer das graue Mauerwerk mit ihrem grünen Laube, und bestreuten den Rasen mit ihren weißen, duftenden Blüten. Da hatte ich auch oft hinaufgeschaut, und des Abends, wenn die Linden dufteten und die Fenster erleuchtet waren, sah ich viele Gestalten wie Schatten hin- und herschweben, und Musik tönte von oben herab, und Wagen fuhren vor, aus denen Frauen und Männer herausstiegen und die Treppe hinaufeilten. Die sahen alle so schön und gut aus, und die Männer hatten Sterne auf der Brust, und die Frauen hatten frische Blumen im Haar — und da dachte ich oft: warum gehst du nicht auch hinein?

Eines Tages nun nahm mich mein Vater bei der Hand und sagte: „Wir wollen auf das

Schloß gehen. Du mußt aber hübsch artig sein, wenn die Fürstin mit dir spricht, und mußt ihr die Hand küssen."

Ich war etwa sechs Jahre alt und freute mich, wie man sich nur freuen kann, wenn man sechs Jahre alt ist. Ich hatte mir schon so viele stille Gedanken gemacht über die Schatten, die ich Abends an den erleuchteten Fenstern gesehen, und hatte zu Hause soviel Gutes von dem Fürsten und von der Fürstin gehört, wie sie so gnädig wären und den Armen und Kranken Hülfe und Trost brächten, und wie sie von Gottes Gnaden nur dazu ausersehen seien, um die Guten zu schützen und die Bösen zu strafen. Da hatte ich mir denn längst Alles ausgemalt, wie es in dem Schlosse hergehen müsse, und der Fürst und die Fürstin waren mir schon alte Bekannte, die ich so gut kannte wie meinen Nußknacker und meine bleiernen Soldaten.

Das Herz pochte mir, als ich die hohe Treppe mit meinem Vater hinaufstieg, und während er mir noch sagte, daß ich die Fürstin „Hoheit" und den Fürsten „Durchlaucht" nennen müsse, da gingen schon die Thürflügel auf, und vor mir sah ich eine hohe Gestalt mit durchleuchtenden Augen. Sie schien auf mich loszukommen und mir die Hand zu reichen. Ein Ausdruck war in ihrem Gesicht — den hatte ich schon lange gekannt — und ein heimliches Lächeln flog über ihre Wangen. Da hielt es mich nicht mehr, und während mein Vater noch an der Thür stand und, ich wußte nicht warum, sich tief verbeugte, sprang mir das Herz in die Kehle und ich lief auf die schöne Frau zu und fiel ihr um den Hals und küßte sie wie meine Mutter. Die schöne hohe Frau ließ es sich auch gern gefallen und streichelte mir das Haar und lächelte. Mein Vater aber nahm mich bei der

Hand und zog mich fort und ſagte, ich ſei ſehr unartig und er werde mich nie wieder hierherbringen. Da wurde es mir ganz wirr im Kopfe und das Blut flog mir in die Wangen, denn ich fühlte, daß mein Vater mir Unrecht that. Und ich ſah die Fürſtin an, daß ſie mich vertheidigen ſollte; aber auf ihrem Geſicht lag ein Ausdruck milden Ernſtes. Und dann blickte ich auf die Herren und Damen, die im Zimmer waren, und glaubte, daß ſie mir beiſtehen würden. Aber wie ich ſie anſah, da ſah ich, daß ſie Alle lachten. Da traten mir die Thränen in die Augen und ich lief fort, zur Thür hinaus, die Treppe hinunter, bei den Lindenbäumen auf dem Schloßhof vorbei und nach Hauſe, bis ich zu meiner Mutter kam und mich in ihre Arme warf, und ſchluchzte und weinte.

„Und was iſt dir geſchehen?“ ſagte ſie.

„Ach Mutter“, rief ich, „ich war bei der

Fürstin — und sie war eine so gute und schöne Frau, so ganz wie du, meine liebe Mutter, und da mußte ich ihr um den Hals fallen und sie küssen."

„Ja", sagte meine Mutter, „das hättest du nicht thun sollen, denn das sind fremde Leute und hohe Herrschaften."

„Und was sind denn fremde Leute?" sagte ich. „Darf ich denn nicht alle Menschen lieb haben, die mich mit ihren lieben freundlichen Augen ansehen?"

„Lieb haben darfst du sie, mein Sohn", erwiderte die Mutter; „aber du darfst es nicht zeigen."

„Und ist es denn etwas Unrechtes", fragte ich, „daß ich die Menschen lieb habe? Und warum darf ich es denn nicht zeigen?"

„Nun, du hast schon Recht", sagte sie; „aber du mußt thun, was dir dein Vater sagt, und

wenn du älter wirſt, ſo wirſt du es ſchon begreifen, warum du nicht allen ſchönen Frauen mit lieben freundlichen Augen um den Hals fallen kannſt."

Das war ein trüber Tag. Der Vater kam nach Hauſe und blieb dabei, ich ſei ungezogen geweſen. Am Abend brachte mich die Mutter zu Bett und ich betete, aber ich konnte nicht ſchlafen und dachte immer, was denn die fremden Menſchen ſeien, die man nicht lieb haben dürfe — — —.

Du armes Menſchenherz! ſo werden dir ſchon im Lenze die Blätter geknickt und die Federn aus den Flügeln geriſſen! Wenn das Frühroth des Lebens den heimlichen Kelch der Seele öffnet, ſo duftet Alles im Innern von Liebe. Wir lernen ſtehen und gehen, und ſprechen und leſen;

aber Liebe lehrt uns Niemand. Die gehört uns wie das Leben, ja, man ſagt, ſie ſei der tiefſte Grund unſers Daſeins. Wie die Himmelskörper ſich anziehen und zueinander neigen, und von dem ewigen Geſetze der Schwerkraft zuſammengehalten werden, ſo neigen ſich auch die Himmelsſeelen zueinander und ziehen ſich an, und werden zuſammengehalten von dem ewigen Geſetz der Liebe. Eine Blume kann nicht blühen ohne Sonnenſchein, und ein Menſch kann nicht leben ohne Liebe. Müßte das Herz des Kindes nicht vor Angſt brechen, wenn der erſte kalte Schauer dieſer fremden Welt es anweht, leuchtete ihm nicht aus dem Mutterauge und aus dem Auge des Vaters das warme Sonnenlicht der Liebe entgegen — wie ein milder Widerſchein des göttlichen Lichts und der göttlichen Liebe? Und die Sehnſucht, die dann im Kinde erwacht, das iſt die reinſte und die tiefſte Liebe.

Das ist die Liebe, die die ganze Welt umfaßt; die aufleuchtet, wo zwei offene Menschenaugen ihr entgegenleuchten, die aufjauchzt, wo sie Menschenstimmen hört. Das ist die alte unermeßliche Liebe — ein tiefer Bronnen, den noch kein Loth ergründet — eine Quelle von unerschöpflichem Reichthum. Wer sie kennt, der weiß auch, daß es in der Liebe kein Maß gibt, kein Mehr und kein Minder, sondern daß, wer liebt, nur von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von allen Kräften und aus ganzem Gemüth lieben kann.

Doch ach, wie wenig bleibt von dieser Liebe, ehe wir nur den halben Weg unserer Lebensreise vollendet haben! Schon das Kind lernt, daß es fremde Menschen gibt, und hört auf ein Kind zu sein. Der Bronnen der Liebe wird verdeckt, und mit den Jahren wird er ganz verschüttet. Unsere Augen leuchten nicht mehr, sondern ernst und matt gehen wir auf lärmenden

Straßen aneinander vorüber. Wir grüßen kaum, denn wir wiſſen, wie ſcharf es in die Seele ſchneidet, wenn ein Gruß unerwidert bleibt, und wie wehe es thut, von Denen zu ſcheiden, die wir einmal gegrüßt und deren Hand wir gedrückt haben. Die Flügel der Seele verlieren faſt alle Federn — die Blätter der Blume werden faſt alle geknickt und verwelken — und aus dem unerſchöpflichen Bronnen der Liebe bleiben uns nur noch ein paar Tropfen übrig, die uns die Zunge kühlen, daß wir nicht ganz verſchmachten. Die Tropfen nennen wir dann auch noch Liebe. Aber das iſt nicht mehr die reine, volle, frohe Kindesliebe. Es iſt Liebe mit Angſt und Noth — brennende Glut, lodernde Leidenſchaft — Liebe, die ſich ſelbſt verzehrt, wie der Regentropfen auf heißem Sande — Liebe, die begehrt, nicht Liebe, die ſich hingibt — Liebe, die fragt: Willſt du mein ſein? — nicht Liebe, die ſagt: Ich muß dein

ſein — verſelbſtete, verzweifelte Liebe iſt es! Und das iſt die Liebe, welche die Dichter beſingen und der die Jünglinge und Mädchen glauben — ein Feuer, das auf- und niederlodert, aber nicht wärmt und nichts zurückläßt als Rauch und Aſche. Wir Alle haben einſt geglaubt, daß dieſe Raketen Sonnenſtrahlen der ewigen Liebe ſind. Aber je heller der Schein, deſto dunkler die Nacht, die folgt.

Und dann, wenn Alles rings umher dunkel wird, wenn wir uns recht einſam fühlen, wenn alle Menſchen links und rechts an uns vorübergehen und uns nicht kennen, dann ſteigt zuweilen ein vergeſſenes Gefühl in der Bruſt empor, und wir wiſſen nicht was es iſt, denn es iſt ja weder Liebe noch Freundſchaft. „Kennſt du mich nicht?“ möchte man Jedem zurufen, der fremd und kalt an uns vorübergeht. Da fühlt man, wie der Menſch dem Menſchen näher

iſt als Bruder dem Bruder, Vater dem Sohn, Freund dem Freunde. Und wie eine alte heilige Sage klingt es durch unſere Seele, daß die fremden Menſchen unſere Nächſten ſind. Und warum müſſen wir ſchweigend an ihnen vorübergehen? — Wir wiſſen es nicht und müſſen uns drein ergeben. Verſuche es, wenn zwei Züge auf eiſernen Schienen aneinander vorüberſauſen, und du ſiehſt ein bekanntes Auge, das dich grüßen will — verſuche es die Hand auszuſtrecken und die Hand deines Freundes zu drücken, der an dir vorüberfliegt — verſuche es, und du wirſt vielleicht verſtehen, warum der Menſch hienieden ſchweigend beim Menſchen vorübergeht.

Da ſagt ein alter Weiſer: „Ich ſah die Splitter eines geſcheiterten Nachen auf dem Meere ſchwimmen. Nur wenige treffen ſich und halten eine zeitlang zuſammen. Dann kommt

ein Sturm und treibt sie gen Osten und Westen, und hienieden treffen sie sich niemals wieder. So ist es auch mit den Menschen. Doch den großen Schiffbruch hat Niemand gesehen."

Dritte Erinnerung.

Die Wolken am Himmel der Kindheit dauern nicht lange, und nach einem kurzen, warmen Thränenregen sind sie verschwunden. So war ich bald wieder auf dem Schlosse und die Fürstin gab mir ihre Hand, die ich küssen durfte, und dann brachte sie ihre Kinder, die jungen Prinzen und Prinzessinnen, und wir spielten zusammen, als hätten wir uns schon seit Jahren gekannt. Das waren glückliche Tage, wenn ich nach der Schulzeit — denn ich ging nun schon in die Schule — auf das Schloß gehen durfte, um zu spielen. Da hatten wir Alles, was das

Herz begehrte. Spielſachen, die mir die Mutter an den Ladenfenſtern gezeigt hatte und von denen ſie mir erzählte, ſie wären ſo theuer, daß arme Leute eine ganze Woche von dem Gelde leben könnten, was ſie koſteten, die fand ich auf dem Schloſſe, und, wenn ich die Fürſtin bat, ſo durfte ich ſie mit nach Hauſe nehmen und der Mutter zeigen, oder auch ſie ganz behalten. Schöne Bilderbücher, die ich beim Buchhändler mit dem Vater geſehen, die aber nur für ſehr gute Kinder waren, die konnte ich auf dem Schloſſe hin- und herblättern und ſtundenlang betrachten. Und Alles, was den jungen Prinzen gehörte, das gehörte auch mir. So glaubte ich wenigſtens. Denn ich durfte nicht nur was ich wollte mit mir wegnehmen, ſondern verſchenkte die Spielſachen auch oft wieder an andere Kinder; kurz ich war ein junger Communiſt in vollem Sinne des Wortes. Einmal

nur, erinnere ich mich, da hatte die Fürſtin eine goldene Schlange, die ſchmiegte ſich um ihren Arm, als wäre ſie lebendig, und die gab ſie uns zum Spielen. Als ich nun nach Hauſe ging, da legte ich mir die Schlange um meinen Arm und dachte, ich könnte der Mutter einen rechten Schreck damit machen. Unterwegs aber treffe ich eine Frau, die ſieht meine goldene Schlange und bittet mich, ſie ihr zu zeigen; und dann ſagte ſie, wenn ſie die goldene Schlange behalten dürfte, ſo könne ſie ihren Mann aus dem Gefängniß löſen. Da beſann ich mich natürlich keine Minute, ſondern lief fort und ließ die Frau allein mit dem goldenen Schlangenarmband. Da war den nächſten Tag viel Aufhebens, und die arme Frau wurde auf das Schloß gebracht und weinte, und die Leute ſagten, ſie hätte mir das Armband geſtohlen. Ich wurde aber darüber ſehr ärgerlich und erzählte

mit heiligem Eifer, wie ich ihr das Armband geſchenkt habe, und daß ich es auch nicht wiederhaben wollte. Was weiter damit geſchah, weiß ich nicht, erinnere mich aber doch, daß ich ſeitdem der Fürſtin Alles zeigte, was ich mit nach Hauſe nahm.

Es dauerte aber lange, ehe ſich meine Begriffe vom Meum und Tuum ganz entwickelten, und noch ſpät verſchwammen ſie ineinander, ſowie ich auch lange die blaue und rothe Farbe nicht unterſcheiden konnte. Das letzte mal, wo ich mich erinnere, daß mich meine Freunde hierüber auslachten, war, als mir meine Mutter Geld gegeben hatte, um Aepfel zu kaufen. Sie gab mir einen Groſchen. Die Aepfel koſteten aber nur einen Sechſer, und als ich der Frau den Groſchen gab, ſagte ſie ganz betrübt, wie mir ſchien, daß ſie den lieben langen Tag noch nichts verkauft habe und mir keinen

Sechſer herausgeben könne. Sie wollte, ich ſollte ihr für einen Groſchen abkaufen. Da fiel mir ein, daß ich noch einen Sechſer in der Taſche hatte, und ganz vergnügt, daß ich das ſchwierige Problem gelöſt habe, gab ich ihn der Frau und ſagte: „Nun kannſt du mir einen Sechſer herausgeben.“ Sie verſtand mich aber ſo wenig, daß ſie mir den Groſchen zurückgab und den Sechſer behielt.

In der Zeit nun, als ich faſt täglich zu den jungen Prinzen auf das Schloß ging, um zu ſpielen, dann auch um mit ihnen Franzöſiſch zu lernen, da tritt noch eine andere Geſtalt in meine Erinnerung hinein — das war die Tochter des Fürſten, die Gräfin Maria. Ihre Mutter war bald nach der Geburt des Kindes geſtorben, und der Fürſt hatte ſich ſpäter wieder verheirathet. Wann ich ſie zum erſten mal geſehen, das weiß ich nicht. Sie tritt langſam und allmälig aus

dem Dunkel des Gedächtnisses hervor — zuerst wie ein luftiger Schatten, der mehr und mehr an Ausdruck gewinnt, mir näher und näher rückt, und endlich vor meiner Seele steht wie der Mond, der plötzlich in einer stürmischen Nacht die Wolkenschleier über sein Haupt zurückwirft. Sie war immer krank und leidend und schweigsam, und ich habe sie nie anders gesehen als auf ihrem Ruhebett ausgestreckt, auf dem sie zwei Träger in unser Zimmer brachten, und, wenn sie müde war, sie wieder hinaustrugen. Da lag sie in ihrem vollen weißen Gewande, die Hände meist gefaltet, und ihr Gesicht war so blaß und doch so mild und schön, und ihre Augen waren so tief und unerforschlich, daß ich oft in Gedanken versunken vor ihr stand und sie anblickte und mich fragte, ob sie wol auch zu den fremden Menschen gehöre. Und dann legte sie manchmal ihre Hand auf meinen Kopf,

und dann war es mir, als rieſelte etwas durch alle meine Glieder, und ich konnte nicht fort und konnte nichts ſagen, ſondern mußte nur immer in ihre tiefen, unerforſchlichen Augen ſehen. Sie ſprach nur wenig mit uns, aber ihre Blicke folgten unſern Spielen, und wenn wir auch noch ſo ſehr tobten und lärmten, ſo klagte ſie doch nie, ſondern hielt nur ihre Hände über ihre weiße Stirn und ſchloß die Augen, als ob ſie ſchliefe. An manchen Tagen aber, da ſagte ſie, es ſei ihr wohler, und dann ſaß ſie aufrecht auf ihrem Ruhebette, und dann lag es wie Morgenroth auf ihrem Geſicht, und ſie ſprach mit uns und erzählte uns wunderbare Geſchichten. Wie alt ſie damals war, das weiß ich nicht. Sie war wie ein Kind, denn ſie war ſo hülflos, und ſie war doch ſo ernſt und ſtill, daß ſie kein Kind mehr ſein konnte. Wenn die Leute von ihr ſprachen, ſo ſprachen ſie unwill-

kürlich leiſe und ſanft. Sie nannten ſie den Engel, und nie hörte ich etwas von ihr ſagen als Gutes und Liebes. Oft, wenn ich ſie ſo hülflos und ſchweigſam liegen ſah und dachte, daß ſie nie in ihrem Leben würde gehen können, und daß es für ſie keine Arbeit und keine Freude gebe, und man ſie auf ihrem Ruhebette hin- und hertragen werde, bis man ſie einſt auf ihr ewiges Ruhebett lege, da fragte ich mich, warum ſie wol auf dieſe Welt geſchickt worden ſei, da ſie ja ſo ſanft im Schooſe der Engel hätte ruhen können: die hätten ſie auf ihren weichen Flügeln durch die Luft getragen, wie ich dies auf manchen Heiligenbildern geſehen hatte. Und dann fühlte ich, als ob ich ihr einen Theil ihrer Leiden abnehmen müßte, damit ſie nicht allein litte, ſondern wir mit ihr. Aber ſagen konnte ich ihr das Alles nicht, denn ich wußte es eigentlich ſelbſt nicht. Ich fühlte nur etwas;

das war nicht, als ob ich ihr um den Hals fallen müßte — das durfte Niemand, denn das hätte ihr wehgethan. Aber es war mir, als wenn ich für sie so recht vom tiefsten Herzensgrunde hätte beten können, daß sie erlöst werde von ihren Leiden.

An einem warmen Frühlingstage, da ward sie auch in unser Zimmer getragen. Sie sah recht blaß aus, aber ihre Augen waren tiefer und lichter als je, und sie saß auf ihrem Ruhebett und rief uns zu sich. „Es ist heute mein Geburtstag", sagte sie, „und ich bin in der Frühe eingesegnet worden. Nun ist es ja möglich", fuhr sie fort, indem sie ihren Vater lächelnd anblickte, „daß mich Gott bald zu sich ruft — obgleich ich gern noch recht lange bei euch bliebe. Aber wenn ich einmal von euch fortgehe, so möchte ich, daß ihr mich nicht ganz vergeßt, und darum habe ich für Jeden von euch einen

Ring gebracht, den müßt ihr jetzt auf dem Zeigefinger tragen, und wenn ihr größer werdet, so rückt ihr ihn immer weiter, bis er nur noch auf den kleinen Finger paßt — aber da müßt ihr ihn zeitlebens tragen."

Mit dieſen Worten nahm ſie fünf Ringe, die ſie an ihren Fingern trug, und zog einen nach dem andern ab, und ſah ſo wehmüthig und doch ſo freundlich aus, daß ich die Augen zudrückte, um nicht zu weinen. Sie gab den erſten Ring ihrem älteſten Bruder und küßte ihn, und dann den zweiten und dritten den beiden Prinzeſſinnen, und den vierten gab ſie dem jüngſten Prinzen, und küßte ſie Alle, wenn ſie ihnen die Ringe gab. Ich ſtand dabei und blickte unverwandt auf ihre weiße Hand und ſah, daß ſie noch einen Ring am Finger habe; aber ſie lehnte ſich zurück und ſchien ermattet. Da traf mein Auge das ihrige, und wie die Augen eines Kindes ſo laut ſprechen, ſo mußte

ſie wol hören, was in mir vorging. Den letzten Ring hätte ich viel lieber nicht gehabt, aber ich fühlte, daß ich ein Fremder ſei, daß ich nicht zu ihr gehöre, daß ſie mich nicht ſo lieb habe als ihre Brüder und Schweſtern. Da that mir etwas in der Bruſt weh, als ob eine Ader ſpränge, oder ein Nerv zerſchnitten würde — und ich wußte nicht, wo ich hinſehen ſollte, um meine Noth zu verbergen.

Sie aber richtete ſich auf und legte ihre Hand auf meine Stirn, und ſah mir ſo tief in die Augen hinein, daß ich fühlte, es ſei auch kein Gedanke in mir, den ſie nicht ſähe. Langſam zog ſie den letzten Ring von ihrem Finger und gab ihn mir und ſagte: „Den wollte ich mit mir nehmen, wenn ich von euch gehe — aber es iſt beſſer, daß du ihn trägſt und an mich denkſt, wenn ich nicht mehr bei euch bin. Lies die Worte, die auf dem Ringe geſchrieben ſtehen:

«Wie Gott will.» Du haſt ein wildes und ein weiches Herz. Möge das Leben es zähmen, aber nicht verhärten." Und dabei küßte ſie mich wie ihren Bruder, und gab mir den Ring.

Was da Alles in mir vorging, das weiß ich wahrlich nicht. Ich war damals ſchon zum Knaben herangewachſen, und die ſanfte Schönheit des leidenden Engels war nicht ohne Reiz auf mein junges Herz geblieben. Ich liebte ſie, ſowie ein Knabe lieben kann — und Knaben lieben mit einer Innigkeit, Wahrheit und Reinheit, die nur Wenige im Jünglings- und Mannesalter bewahren. Aber ich glaubte, ſie gehöre zu den fremden Menſchen, denen man nicht ſagen dürfe, daß man ſie liebe. Die ernſten Worte, die ſie zu mir ſprach, vernahm ich kaum, ich fühlte nur, daß ihre Seele meiner Seele ſo nahe war, als zwei menſchliche Seelen ſein können. Alle Bitterkeit war aus meinem Herzen verſchwunden, ich

fühlte mich nicht mehr allein, nicht fremd, nicht ausgeſchloſſen, ſondern bei ihr, mit ihr und in ihr. Dann dachte ich, daß es ihr ein Opfer ſei, mir den Ring zu geben, und daß ſie ihn gern mit ſich ins Grab genommen hätte. Und da trat ein Gefühl vor meine Seele, das überwogte alle andern Gefühle, und ich ſagte mit zagender Stimme: „Den Ring mußt du behalten, wenn du ihn mir ſchenken willſt. Denn was dein iſt, das iſt mein.“ Sie ſah mich eine Weile verwundert und nachdenkend an. Dann nahm ſie den Ring, ſteckte ihn an ihren Finger, küßte mich nochmals auf die Stirn und ſagte leiſe zu mir: „Du weißt nicht, was du ſagſt. Lerne dich verſtehen — und du wirſt glücklich ſein, und Viele glücklich machen.“

Vierte Erinnerung.

Jedes Leben hat ſeine Jahre, während welcher man wie auf einer ſtaubigen einförmigen Pappelallee vorwärtsgeht, ohne zu wiſſen, wo man iſt, und von denen in der Erinnerung nichts übrigbleibt als das traurige Gefühl, daß man weitergekommen und älter geworden. Solange der Fluß des Lebens ruhig hinläuft, ſo bleibt er derſelbe Fluß, und nur die Landſchaft an beiden Ufern ſcheint zu wechſeln. Dann kommen aber die Waſſerfälle des Lebens. Die bleiben in der Erinnerung haften, und auch wenn wir ſchon weit über ſie hinaus ſind und dem

ſtillen Meere der Ewigkeit näher und näher rücken, ſo iſt es doch als hörten wir von fern noch ihr Rauſchen und Toben; ja wir fühlen, daß die Kraft des Lebens, die uns bleibt und uns vorwärtstreibt, noch immer von jenen Waſſerfällen her ihre Quelle und Nahrung zieht.

Die Schulzeit war vorüber, und die erſten Flitterjahre des Univerſitätslebens waren vorüber — und manche ſchöne Lebensträume waren auch vorüber — aber eins war geblieben: Glaube an Gott und an die Menſchen. Das Leben war wol anders, als man es ſich in ſeinem kleinen Gehirn gedacht hatte, aber dafür hatte auch Alles eine höhere Weihe erhalten, und gerade das Unbegreifliche und Schmerzliche im Leben war mir zum Beweis der Allgegenwart des Göttlichen im Irdiſchen geworden. „Es widerfährt dir nicht das Geringſte, es ſei denn daß Gott es wolle", das war

die kurze Lebensweisheit, die ich mir geſammelt hatte.

Nun kam ich während der Sommerferien wieder in meine kleine Vaterſtadt. Was für eine Freude doch das Wiederſehen iſt! Das hat noch Keiner erklärt, aber das Wiederſehen, das Wiederfinden, das Sicherinnern, iſt das Geheimniß faſt von allen Freuden und von allem Genuß. Was man zum erſten mal ſieht, oder hört, oder ſchmeckt, das mag ſchön und groß und angenehm ſein, aber es iſt zu neu, es überraſcht uns, man hat noch keine Ruhe dabei, und die Anſtrengung des Genuſſes iſt größer als der Genuß ſelbſt. Aber ſo ein altes Muſikſtück nach vielen Jahren einmal wiederzuhören, wo man jede Note vergeſſen zu haben glaubt, und doch, ſowie ſie kommt, ſie wie einen alten Bekannten grüßt — oder nach Jahren einmal wieder vor der Madonna di San-Siſto in

Dresden ſtehen und dann alle die Gefühle erwachen zu laſſen, welche der unendliche Blick des Kindes Jahr nach Jahr in uns erweckt hatte — oder ſelbſt eine Blume wieder zu riechen, oder ein Gericht wieder zu koſten, an welche man ſeit der Schulzeit nie wieder gedacht hatte, das macht Einem eine ſo innerliche Freude, daß man nicht weiß, ob man ſich mehr über den gegenwärtigen Eindruck oder über die alte Erinnerung freut. Und nun trete man nach langen Jahren einmal wieder in ſeine Vaterſtadt, ja da ſchwimmt ja die Seele unbewußt in einem Meere von Erinnerungen, und die tanzenden Wellen ſchaukeln ſie träumend vorüber bei den Ufern längſt vergangener Zeiten. Die Thurmuhr ſchlägt und man fühlt, als ob man zu ſpät ſei für die Schule, und erholt ſich dann von dem Schreck, und freut ſich, daß die Angſt vorüber iſt. Ein Hund läuft über die Straße —

das iſt derſelbe Hund, dem man vor Zeiten ſo weit aus dem Wege gegangen iſt. Hier ſitzt die alte Hökerin, deren Aepfel uns ſonſt in Verſuchung führten, und noch jetzt, trotz allen Staubes, der auf ihnen liegt, glaubt man, ſie müßten beſſer ſchmecken als alle Aepfel der Welt. Dort hat man ein Haus weggeriſſen und ein neues gebaut — das war das Haus, wo unſer alter Muſiklehrer wohnte; der iſt geſtorben, und doch wie ſchön war es, wenn wir hier am Sommerabend unter dem Fenſter ſtanden und zuhörten, wie die treue Seele, wenn die Stunden des Tags vorüber waren, ſich etwas zugute that und phantaſirte und wie eine Dampfmaſchine alle den überflüſſigen und den Tag über angeſammelten Dampf tobend und brauſend von ſich ließ. Und hier in dieſem kleinen Laubengang — und er ſchien damals ſoviel größer — hier war es, als ich eines Abends ſpät nach Hauſe kam,

da traf ich die ſchöne Tochter unſers Nachbars. Ja die hätte ich damals nie anzuſehen oder anzureden gewagt: aber wir Jungen in der Schule ſprachen gar oft von ihr und nannten ſie das ſchöne Mädchen, und wenn ich ſie von weitem auf der Straße kommen ſah, ſo war ich ſo ſelig, daß ich gar nicht daran denken konnte, ihr jemals nahezutreten. Ja, und hier in dieſem kleinen Laubengang, der nach dem Kirchhof führt, hier traf ich ſie eines Abends, und ſie nahm mich beim Arm, obgleich wir doch nie vorher zuſammen geſprochen hatten, und ſagte, ſie wollte mit mir nach Hauſe gehen. Ich glaube, ich habe den ganzen Weg kein einziges Wort geſprochen, und ſie wol auch nicht; aber ich war ſo glücklich, daß ſelbſt jetzt nach vielen Jahren, wenn ich daran denke, ſo möchte ich, die Zeit wäre wieder da, und man könnte wieder einmal ſo ſchweigend und ſelig mit „dem ſchönen Mädchen" nach Hauſe gehen.

Und so kommt eine Erinnerung nach der andern, bis uns die Wellen über den Kopf zusammenschlagen und ein langer Seufzer aus der Brust dringt, der uns mahnt, daß wir vor lauter Denken selbst das Athmen vergessen haben. Dann schwindet auf einmal die ganze Traumwelt wie auferstandene Schatten beim Krähen des Hahns.

Wie ich nun bei dem alten Schlosse vorüberkam, und bei den Lindenbäumen, und sah die Schildwachen auf ihren Pferden, und die hohe Treppe — was stiegen da für Erinnerungen in der Seele empor — und wie hatte sich hier Alles verändert! Schon seit vielen Jahren war ich nicht mehr auf dem Schlosse gewesen. Die Fürstin war gestorben, der Fürst hatte die Regierung aufgegeben und sich nach Italien zurückgezogen, der älteste Prinz, mit dem ich herangewachsen, war Regent geworden. Seine Um-

gebung bestand aus jungen Edelleuten und Offizieren, deren Unterhaltung ihm lieb war und deren Gesellschaft seinen frühern Spielgenossen ihm bald entfremdet hatte. Andere Umstände traten dazu, um unsere Jugendfreundschaft zu lockern. Wie jeder junge Mann, der zuerst die Gebrechen des deutschen Volkslebens und die Verbrechen der deutschen Regierungen erkennt, hatte ich bald einige Phrasen der liberalen Partei mir angeeignet, und diese klangen bei Hofe ungefähr wie unanständige Ausdrücke in einer ehrbaren Predigerfamilie. Kurz, seit vielen Jahren war ich die Treppe nicht mehr hinaufgestiegen. Und doch wohnte in dem Schlosse ein Wesen, dessen Namen ich fast täglich nannte und dessen Andenken mir fast unaufhörlich gegenwärtig war. Ich hatte mich schon lange an den Gedanken gewöhnt, daß ich sie in diesem Leben nie wiedersehen werde, ja sie war mir

zu einer Geſtalt herangewachſen, von der ich wußte, daß ſie in der Wirklichkeit nicht beſtehe und nicht beſtehen konnte. Sie war mein guter Engel geworden — mein anderes Ich, zu dem ich ſprach, anſtatt mit mir ſelbſt zu ſprechen. Wie ſie dazu gekommen war, das konnte ich mir ſelbſt nicht erklären, denn ich kannte ſie ja faſt gar nicht, und nur wie das Auge zuweilen die Wolken in Geſtalten verwandelt, ſo fühlte ich, hatte meine Einbildung dieſe duftige Erſcheinung am Himmel meiner Kindheit hervorgezaubert, und aus den leiſe angedeuteten Linien der Wirklichkeit ein vollſtändiges Bild der Phantaſie herausgeleſen. Mein ganzes Denken war unwillkürlich zu einem Zwiegeſpräch mit ihr geworden, und Alles was gut in mir war, Alles wonach ich ſtrebte, Alles woran ich glaubte, mein ganzes beſſeres Ich, das gehörte ihr, das gab ich ihr, das kam

aus ihrem Munde, aus dem Munde meines guten Engels.

Kaum war ich einige Tage im älterlichen Hauſe geweſen, ſo erhielt ich eines Morgens einen Brief. Er war engliſch geſchrieben und kam von der Gräfin Maria.

Dear Friend

I hear you are with us for a short time. We have not met for many years, and if it is agreable to you, I should like to see an old friend again. You will find me alone this afternoon in the Swiss Cottage.

Yours sincerely

Maria.

Ich ſchrieb augenblicklich zurück, ebenfalls engliſch, daß ich Nachmittags meine Aufwartung machen würde.

Das Schweizerhaus bildete einen Flügel des

Schloſſes, der nach dem Garten hinauslag und wohin man gelangen konnte, ohne durch den Schloßhof zu gehen. Es war 5 Uhr, als ich durch den Garten ging und mich dem Hauſe näherte. Ich kämpfte alle Gefühle nieder und bereitete mich auf eine förmliche Unterhaltung vor. Ich ſuchte meinen guten Engel in mir zu beruhigen und ihm zu beweiſen, daß dieſe Dame gar nichts mit ihm zu thun habe. Und doch fühlte ich mich recht unbehaglich, und auch mein guter Engel wollte mir keinen Muth zuſprechen. Endlich faßte ich mir ein Herz, murmelte etwas vor mir hin von der Maskerade des Lebens und klopfte an die Thür, die halb offenſtand.

Es war Niemand im Zimmer als eine Dame, die ich nicht kannte, und die mich ebenfalls engliſch anredete und mir ſagte, die Gräfin werde augenblicklich hier ſein. Dann ging ſie,

und ich war allein und hatte Zeit mich umzusehen.

Die Wände des Zimmers waren von Eichenholz, und ringsherum lief ein geflochtenes Gitter, an dem sich ein voller breitblätteriger Epheu um das ganze Zimmer herumschlang. Die Tische und Stühle waren alle von Eichenholz und geschnitzt. Der Fußboden war getäfeltes Holzwerk. Es machte einen eigenen Eindruck, soviel Bekanntes in diesem Zimmer zu sehen. Manche Sachen waren mir aus unserm alten Spielzimmer auf dem Schlosse bekannt, aber andere, namentlich die Bilder, waren neu, und doch waren es dieselben Bilder, die ich selbst auf der Universität in meinem Zimmer hatte. Da hingen über dem Flügel die Bilder von Beethoven, von Händel und Mendelssohn — gerade dieselben, die ich mir gewählt hatte. In einer Ecke sah ich die Venus von Milo, die ich immer

für die ſchönſte Statue des Alterthums gehalten. Hier auf dem Tiſche lagen Bände von Dante, von Shakſpeare, Tauler's Predigten, die „Deutſche Theologie", Rückert's Gedichte, Tennyſon und Burns, Carlyle's „Past and Present" — lauter Bücher, die in meiner Stube lagen, und die ich erſt vor kurzem alle in meinen Händen gehabt hatte. Ich fing an, nachdenklich zu werden, doch ſchüttelte ich meine Gedanken wieder ab, und ſtand eben vor dem Bilde der verſtorbenen Fürſtin, als die Thür ſich öffnete — und zwei Träger, dieſelben, die ich als Kind ſo oft geſehen, brachten die Gräfin auf ihrem Ruhebette in das Zimmer.

Welch eine Erſcheinung! — Sie ſagte nichts, und ihr Geſicht war ruhig wie ein See, bis die Träger das Zimmer verlaſſen hatten. Dann wandten ſich ihre Augen zu mir — die alten tiefen, unerforſchlichen Augen — ihr Geſicht

wurde lebendiger mit jedem Augenblick, und endlich lächelte ihr ganzes Antlitz, und sie sagte:

„Wir sind alte Freunde — ich glaube, wir haben uns nicht verändert — ich kann nicht Sie sagen — und wenn ich nicht Du sagen darf, so müssen wir Englisch sprechen. Do you understand me?"

Auf diesen Empfang war ich nicht gefaßt, doch ich sah, hier war kein Maskenball —; hier war eine Seele, die sich nach einer Seele sehnte — hier war ein Grüßen, wie wenn zwei Freunde sich trotz ihrer Verkleidung, trotz ihrer schwarzen Maske, am bloßen Blick des Auges erkennen — ich ergriff ihre Hand, die sie mir entgegenstreckte, und sagte: „Wenn man zu Engeln spricht, so kann man nicht Sie sagen."

Und doch wie eigen ist die Gewalt der Formen und Gewohnheiten des Lebens, wie schwer ist es, selbst mit den verwandtesten Seelen die

Sprache der Natur zu reden! Die Unterhaltung ſtockte, und wir fühlten Beide die Verlegenheit des Augenblicks. Ich brach das Stillſchweigen, und ſagte was mir eben durch den Kopf ging: „Die Menſchen werden von Jugend auf daran gewöhnt, in einem Käfig zu leben, und ſelbſt wenn ſie in freier Luft ſind, wagen ſie nicht, ihre Flügel zu regen, und fürchten, daß ſie überall anſtoßen müßten, wenn ſie aufſliegen wollten.“

„Ja“, ſagte ſie, „und das iſt auch recht gut und kann nicht anders ſein. Man wünſcht wol manchmal, daß man leben könnte wie die Vögel, die im Walde fliegen, und auf den Zweigen ſich treffen, und zuſammen ſingen, ohne daß ſie einander vorgeſtellt worden ſind. Aber, mein Freund, es gibt unter den Vögeln auch Eulen und Sperlinge, und es iſt gut, daß man im Leben bei ihnen vorbeigehen kann, als ob man

ſich nicht kenne. Ja es iſt im Leben vielleicht wie in der Poeſie, und, wie der wahre Dichter das Schönſte und Wahrſte in gebundener Form zu ſagen weiß, ſo ſollte auch der Menſch die Freiheit der Gedanken und Gefühle trotz der Feſſeln der Geſellſchaft zu bewahren wiſſen."

Ich konnte nicht umhin, an Platen zu erinnern:

Denn was an allen Orten
Als ewig ſich erweiſt,
Das iſt in gebundenen Worten,
Ein ungebundener Geiſt.

„Ja", ſagte ſie, mit einem freundlichen und faſt ſchelmiſchen Lächeln, „ich habe aber ein Privilegium, das iſt mein Leiden und meine Einſamkeit; und ich bedaure oft die jungen Mädchen und die jungen Männer, daß ſie keine Freundſchaft und Vertrautheit miteinander haben können, ohne daß ſie, oder ihre Verwandten für

ſie, an Liebe oder was man ſo Liebe nennt, denken müſſen. Dadurch geht ihnen viel verloren. Die Mädchen wiſſen nicht, was in ihrer Seele ſchlummert, und was da geweckt werden könnte durch ernſten Zuſpruch eines edeln Freundes, und die jungen Männer würden ſo manche ritterliche Tugend wiedergewinnen, wenn die Frauen die fernen Zuſchauer der innern Kämpfe ihres Geiſtes ſein dürften. Doch das geht nicht, denn da kommt immer die Liebe ins Spiel, oder was man ſo Liebe nennt, — das ſchnelle Schlagen des Herzens, das ſtürmiſche Wogen der Hoffnung, die Freude an einem hübſchen Geſicht — die ſüße Empfindſamkeit — vielleicht auch die kluge Berechnung — kurz eben Alles, was jene Meeresſtille ſtört, die wol das wahre Bild reiner menſchlicher Liebe iſt.“

Da unterbrach ſie ſich plötzlich, und ein ſchmerzhafter Ausdruck flog über ihr Geſicht.

„Ich darf heute nicht mehr ſprechen", ſagte ſie, „mein Arzt will es nicht. Ich möchte ein Lied von Mendelsſohn hören — das Duett — das konnte mein junger Freund vor vielen Jahren ſpielen. Nicht wahr?"

Ich hatte nichts zu ſagen, denn als ſie eben aufhörte zu ſprechen und ihre Hände wie ſonſt faltete, da ſah ich an ihrer Hand einen Ring — ſie trug ihn am kleinen Finger — es war der Ring, den ſie mir und den ich ihr gegeben hatte. Der Gedanken waren zu viele, um Worte zu finden, und ich ſetzte mich an das Klavier und ſpielte.

Als ich fertig war, drehte ich mich um, und ſah ſie an und ſagte: „Wenn man doch ſo in Tönen und ohne Worte ſprechen könnte."

„Das kann man", ſagte ſie. „Ich habe Alles verſtanden. Für heute aber kann ich nicht mehr — denn ich werde mit jedem Tage ſchwä-

cher. Nun, wir müſſen uns aneinander gewöhnen, und eine arme, kranke Einſiedlerin darf wol auf Nachſicht rechnen. Wir treffen uns morgen Abend um dieſelbe Zeit. Nicht wahr?"

Ich ergriff ihre Hand und wollte ſie küſſen. Aber ſie hielt meine Hand feſt, und drückte ſie und ſagte: „So iſt's recht. Good bye!"

Fünfte Erinnerung.

Mit was für Gedanken und Gefühlen ich nach Hause ging, das wäre schwer zu sagen. Die Seele läßt sich nun einmal nicht ganz in Worte übersetzen, und es gibt „Gedanken ohne Worte", die jeder Mensch sich vorspielt in den Augenblicken der größten Freude und des größten Schmerzes. Ich fühlte weder Freude noch Schmerz — ich fühlte nichts als ein unaussprechliches Erstaunen. In meinem Innern flogen die Gedanken wie Sternschnuppen, die vom Himmel auf die Erde wollen, aber alle verlöschen, ehe sie ihr Ziel erreichen. Wie man

zuweilen im Traume ſich ſagt, du träumſt, ſo ſagte ich zu mir, du lebſt — ſie iſt's. — Und dann verſuchte ich wieder beſonnen und ruhig zu ſein, und ſagte mir, ſie iſt eine liebenswürdige Erſcheinung, ein recht außergewöhnliches Gemüth — ich fing auch an, ſie zu bedauern; und dann malte ich mir die angenehmen Abende aus, die ich während der Ferien dort zubringen würde. Aber nein, nein — ſo war es nicht gemeint — ſie iſt ja Alles, was ich geſucht, gedacht, gehofft, geglaubt hatte. — Hier war ja endlich eine Menſchenſeele — ſo klar und friſch wie ein Frühlingsmorgen. — Ich hatte ja auf den erſten Blick Alles geſehen, was ſie war und was in ihr lag — wir hatten uns gegrüßt und erkannt. Und mein guter Engel in mir! — — — Der antwortete mir nicht mehr, der war hinweg, und ich fühlte, daß es nur einen Ort auf Erden gab, wo ich ihn wiederfinden könnte!

Jetzt fing ein schönes Leben an, denn jeden Abend war ich bei ihr, und bald fühlten wir, daß wir wirklich alte Bekannte waren, und daß wir uns gar nicht anders nennen konnten als Du. War es doch, als hätten wir immer beieinander und miteinander gelebt, denn es war kein Gefühl, das sie anschlug, und das nicht schon in meiner Seele getönt hatte, und kein Gedanke, den ich aussprach, zu dem sie nicht freundlich nickte, als um zu sagen, so dachte ich auch. Ich hatte früher einmal den größten Meister unserer Zeit mit seiner Schwester zusammen auf dem Klavier phantasiren hören, und konnte kaum begreifen, wie zwei Menschen sich so verstehen, sich so fühlen konnten, um ihren Gedanken freien Lauf zu lassen, und doch nie, auch nur mit einer Note, die Harmonie ihres Spiels zu stören. Jetzt wurde es mir begreiflich. Ja, jetzt fand ich erst, daß auch mein

Inneres nicht so arm und leer war, wie es mir immer geschienen, und es war als habe nur die Sonne gefehlt, um alle die Keime und Blüten dort ans Licht zu rufen. Und doch was für ein wehmüthiger Frühling war es, der durch meine und ihre Seele flog! Wir vergessen im Mai, daß die Rosen so bald verwelken — aber hier mahnte jeder Abend, daß ein Blatt nach dem andern zur Erde fiel. Sie fühlte es eher als ich und sprach es aus, ohne daß es ihr Schmerz zu machen schien, und unsere Unterhaltungen wurden mit jedem Tage ernster und feierlicher.

„Ich glaubte nicht", sagte sie eines Abends, als ich im Begriff war fortzugehen, „daß ich so alt werden würde. Als ich dir den Ring gab am Tage meiner Confirmation, da dachte ich, ich würde bald von euch Abschied nehmen müssen. Und nun habe ich noch so viele Jahre

gelebt und ſoviel Schönes genoſſen — auch wol Manches gelitten — doch das vergißt man — und jetzt, wo ich fühle, daß der Abſchied nahe iſt, da wird mir jede Stunde, jede Minute ſo werth. — Gute Nacht. — Du mußt morgen nicht zu ſpät kommen."

Eines Tags, als ich in ihr Zimmer trat, traf ich einen italieniſchen Maler bei ihr. Sie ſprach Italieniſch mit ihm, und obgleich er offenbar mehr Handwerker als Künſtler war, ſo ſprach ſie doch zu ihm mit einer Liebenswürdigkeit, Beſcheidenheit, ja mit einer Ehrerbietung, daß man ſogleich in ihr den wahren Adel der Geburt, den Adel der Seele erkannte. Als der Maler fort war, ſagte ſie zu mir: „Nun will ich dir ein Bild zeigen, das wird dir Freude machen. Das Original iſt in der Galerie in Paris. Ich las eine Beſchreibung davon und habe es mir von dem Italiener

copiren laſſen.“ Sie zeigte mir das Bild und wartete, was ich ſagen würde. Es war das Bild eines Mannes von mittlerm Alter, in altdeutſcher Tracht. Der Ausdruck war träumeriſch und ergeben, und dabei ſo wahr, daß man nicht zweifeln konnte, daß der Mann einmal gelebt hatte. Der ganze Ton des Bildes im Vordergrunde war dunkel und bräunlich — aber im Hintergrunde war eine Landſchaft, und am Horizont zeigte ſich der erſte Schein eines heranbrechenden Morgens. Ich konnte nichts in dem Bilde entdecken, und doch machte es einen befriedigenden Eindruck, und man hätte ſtundenlang mit den Augen darauf verweilen können. „Es geht doch nichts über ein wirkliches Menſchengeſicht“, ſagte ich, „und ſelbſt ein Rafael hätte ſo etwas nicht erfinden können.“

„Nein“, ſagte ſie. „Nun will ich dir aber ſagen, weshalb ich das Bild haben wollte. Ich

las, daß Niemand den Maler kenne, auch Niemand wisse, wen das Bild vorstelle. Es sei aber wahrscheinlich ein Philosoph des Mittelalters. Ein solches Bild brauchte ich nun gerade für meine Galerie. Denn du weißt, daß Niemand den Verfasser der „Deutschen Theologie" kennt, und daß wir also kein Bild von ihm haben. Da wollte ich versuchen, ob das Bild eines Unbekannten von einem Unbekannten für unsern deutschen Theologen passe, und, wenn du nichts dagegen hast, so hängen wir es hier auf zwischen den „Albigensern" und dem „Reichstag zu Worms", und nennen es den „Deutschen Theologen".

„Gut", sagte ich; „es ist nur etwas zu kräftig und männlich für den Frankfurter."

„Das mag wol sein", erwiderte sie. „Aber für ein leidendes und sterbendes Leben wie das meinige ist doch viel Trost und Kraft aus

ſeinem Buche zu ſchöpfen. Ich verdanke ihm viel, denn es brachte mir zuerſt das wahre Geheimniß der chriſtlichen Lehre in ſeiner ganzen Einfachheit entgegen. Ich fühlte, es ſtand mir frei, dem alten Lehrer, wer es auch immer geweſen ſei, zu glauben oder nicht, denn ſeine Lehre hatte keinen äußern Zwang für mich; und dennoch ergriff ſie mich mit einer ſolchen Macht, daß es mir ſchien, als wiſſe ich zum erſten mal, was Offenbarung ſei. Und das iſt es gerade, was ſo Vielen den Eintritt in das wahre Chriſtenthum verſchließt, daß uns ſeine Lehre als Offenbarung entgegentritt, ehe die Offenbarung noch in uns ſelbſt ſtattgefunden hat. Das hat mir oft viel Unruhe gemacht. Nicht als ob ich je an der Wahrheit und Göttlichkeit unſerer Religion gezweifelt hätte; aber ich fühlte, ich hatte kein Recht an einem Glauben, den mir Andere geſchenkt hatten, und als

gehörte mir Das nicht an, was ich, ohne es zu verſtehen, als Kind gelernt und empfangen hatte. Es kann ja doch Niemand für uns glauben, ſo wenig als Jemand für uns leben und ſterben kann."

„Gewiß", ſagte ich, „liegt darin der Grund von vielen heißen und ſchweren Kämpfen, daß die Lehre Chriſti, anſtatt unſer Herz langſam und unwiderſtehlich zu gewinnen, wie ſie die Herzen der Apoſtel und der erſten Chriſten gewann, uns von früheſter Kindheit an als das unantaſtbare Geſetz einer mächtigen Kirche entgegentritt, und unbedingte Unterwürfigkeit, die man Glauben nennt, von uns fodert. Zweifel erheben ſich früher oder ſpäter in der Bruſt eines Jeden, der Kraft zum Denken und Ehrfurcht vor der Wahrheit hat, und dann, während wir eben auf dem rechten Wege ſind, um unſern Glauben zu erobern, erheben ſich in uns

die Schreckniſſe des Zweifels und des Unglaubens, und ſtören die ruhige Entfaltung des neuen Lebens.“

„Ich las neulich“, fiel ſie ein, „in einem engliſchen Buche, daß Wahrheit Offenbarung mache, nicht Offenbarung Wahrheit. Und dies drückte vollkommen aus, was ich beim Leſen der «Deutſchen Theologie» empfand. Ich las das Buch, und ich fühlte die Kraft ſeiner Wahrheit ſo überwältigend, daß ich mich hingeben mußte. Die Wahrheit wurde mir offenbar, nein, ich ſelbſt wurde mir offenbar, und ich fühlte zum erſten mal, was es heißt, zu glauben. Die Wahrheit gehörte mir, ſie hatte lange in meinem Innern geruht, aber es war das Wort des unbekannten Lehrers, welches wie ein Licht in mich hineindrang, meinen innern Blick erleuchtete und mir das dunkel Geahnte in voller Klarheit vor die Seele brachte. Und als ich einmal gefühlt hatte, wie die menſchliche

Seele glauben kann, da nahm ich mir vor, die Evangelien zu lesen, als ob sie auch von einem unbekannten Manne geschrieben wären. Ich verbannte so gut ich konnte die Gedanken, daß sie vom Heiligen Geist den Aposteln auf wunderbare Weise eingehaucht, von Concilien bestätigt, von der Kirche als höchste Autorität des alleinseligmachenden Glaubens anerkannt seien — und da erst lernte ich verstehen, was christlicher Glaube und was christliche Offenbarung sei."

„Es ist zu bewundern", sagte ich, „daß uns die Theologen noch nicht um alle Religion gebracht haben; und sie werden es, wenn ihnen die Gläubigen nicht ernst entgegentreten und sagen: «Bis hierher, aber nicht weiter.» Jede Kirche muß ihre Diener haben, aber es hat noch keine Religion in der Welt gegeben, welche die Priester, die Brahmanen oder Schamanen, die Bonzen

oder die Lamas, die Phariſäer oder die Schriftgelehrten, nicht verderbt und vernichtet haben. Da zanken ſie und ſtreiten in einer Sprache, die neun Zehntel ihrer Gemeinde unverſtändlich iſt, und anſtatt ſich vom Evangelium begeiſtern zu laſſen und Andere mit ihrer Begeiſterung zu begeiſtern, ſetzen ſie lange Beweiſe zuſammen, wie die Evangelien wahr ſein müſſen, weil ſie von inſpirirten Männern verfaßt ſeien. Aber dies iſt nur ein Nothbehelf für ihren eigenen Unglauben. Und woher wiſſen ſie denn, daß dieſe Männer auf wunderbare Weiſe inſpirirt waren, ohne ſich ſelbſt eine noch weit wunderbarere Inſpiration zuzuſchreiben? Deshalb dehnt man dann auch die Gabe der Inſpiration auf die Väter der Kirche aus, ja man ſchreibt ſie ſelbſt Denen zu, welche die Majorität bei den Beſchlüſſen der Concilien bildeten, und da dann doch wieder die Frage eintritt, woher wiſſen wir,

daß unter 50 Biſchöfen 26 inſpirirt und 24 nicht inſpirirt waren, ſo macht man endlich den letzten verzweifelten Schritt und ſagt, daß durch das Händeauflegen die Inſpiration und Unfehlbarkeit den Häuptern der Kirche bis auf den heutigen Tag inwohne, ſodaß Infallibilität, Majorität und Inſpiration alle innere Ueberzeugung, alles Hingeben, alles gläubige Schauen überflüſſig machen. Doch trotz aller dieſer Zwiſchenglieder kehrt ihnen die erſte Frage in aller Einfachheit zurück: wie kann B wiſſen, daß A inſpirirt ſei, wenn B nicht ebenſo oder noch mehr inſpirirt iſt als A? Denn es gehört mehr dazu, zu wiſſen, daß A inſpirirt ſei, als ſelbſt inſpirirt zu ſein."

„So klar habe ich es ſelbſt nicht gefaßt", ſagte ſie. „Aber ich fühlte oft, wie ſchwer es ſein müſſe, zu wiſſen, ob Jemand liebe, da es kein Zeichen der Liebe gibt, das nicht verfälſcht

werden könnte. Und dann meinte ich, daß Niemand es wissen könne, außer wer selbst die Liebe kenne, und daß er auch nur soweit an die Liebe Anderer glauben werde, als er an seine eigene Liebe glaubt. Und wie mit der Gabe der Liebe, so ist es wol auch mit der Gabe des Heiligen Geistes. Die, auf welche er sich setzt, die hören ein Brausen vom Himmel als eines gewaltigen Windes, und sehen die Zungen zertheilt als wären sie feurig. Die Andern aber entsetzen sich und werden irre, oder haben ihren Spott und sprechen: Sie sind voll süßen Weines."

„Doch", wie ich dir sagte, „es ist die «Deutsche Theologie», der ich es verdanke, daß ich an meinen Glauben glauben lernte, und was Vielen wie ein Mangel erscheinen wird, das stärkte mich am meisten, nämlich daß der alte Meister nie daran denkt, seine Sätze streng zu beweisen, sondern sie ausstreut wie ein Säemann, in der

Hoffnung, daß etliche Körner auf gutes Land fallen werden und Frucht tragen tausendfältig. So hat auch unser göttlicher Meister seine Lehre nie zu beweisen gesucht, denn das volle Bewußtsein der Wahrheit verschmäht die Form des Beweises."

„Ja", unterbrach ich sie — denn ich konnte nicht umhin, an die wunderbare Beweiskette von Spinoza's „Ethik" zu denken — „und so gibt mir die Aengstlichkeit der Beweisführung bei Spinoza den Eindruck, als habe dieser scharfe Denker doch nicht mit ganzem Herzen an seine eigene Lehre glauben können, und als habe er gerade deshalb das Bedürfniß gefühlt, jede Masche des Netzes so sorgsam zu verfestigen." „Doch", fuhr ich fort, „ich muß gestehen, daß ich die große Bewunderung für die «Deutsche Theologie» nicht theile, obgleich auch ich dem Buche manchen Anstoß verdanke. Aber es fehlt mir in ihm das

Menſchliche und Poetiſche, und überhaupt das warme Gefühl und die Ehrfurcht für das Wirkliche. Die ganze Myſtik des 14. Jahrhunderts iſt heilſam als eine Vorbereitung, aber ſie erreichte ihre Löſung erſt in der gottesſeligen und gottesmuthigen Rückkehr in das wirkliche Leben, wie wir dies bei Luther finden. Der Menſch muß einmal im Leben ſeine Nichtigkeit erkennen, er muß fühlen, daß er von ſich ſelbſt nichts iſt, daß ſeine Weſenheit, ſein Anfang, ſein ewiges Leben in einem Ueberirdiſchen und Unbegreiflichen wurzelt. Das iſt die Rückkehr zu Gott, die zwar auf Erden nie zum Ziele führt, aber doch in der Seele ein göttliches Heimweh zurückläßt, was nie wieder aufhört. Aufheben aber kann der Menſch die Schöpfung nicht. Obgleich aus nichts, d. h. allein durch und aus Gott geſchaffen, kann er ſich nicht durch eigene Macht in dieſes Nichts zurückſchaffen,

und die Selbſtvernichtung, von der auch Tauler ſo oft ſpricht, iſt kaum beſſer als das Nirvâna, oder das Verwehen der menſchlichen Seele, bei den Buddhiſten. So ſagt Tauler, «daß, wenn er vor großer Ehrfurcht und Liebe gegen das höchſte Weſen in ein Nichtweſen kommen möchte, ſo wollte er gern vor ſeiner Hoheit verſinken in den tiefſten Abgrund». Aber dies Vernichten des Geſchöpfes war nicht der Wille des Schöpfers, denn er ſchuf es. «Gott verwandelt ſich in den Menſchen», ſagt Auguſtinus, «nicht der Menſch in Gott.» Und ſo ſollte die Myſtik nur eine Feuerprobe ſein, welche die menſchliche Seele ſtählt, nicht aber ſie verdampft wie kochendes Waſſer im Keſſel. Wer die Nichtigkeit des Selbſt erkannt hat, der ſollte doch dieſes Selbſt als einen Abſchein des wirklich Göttlichen erkennen. Die «Deutſche Theologie» ſagt: «Was nu ûs geſloſen iſt, das iſt nicht wâr weſen, und hât

kein wesen anders dan in dem volkomen, sunder es ist ein zufal oder ein glast und ein schîn, der nicht wesen ist oder nicht wesen hât anders, dan in dem fewer, dâ der glast ûs flûſset, als in der sunnen oder in einem liechte.» Aber was aus dem Göttlichen fließt, ſei es auch nur wie ein Schein des Feuers, das hat doch göttliche Wirklichkeit in ſich, und man möchte faſt ſagen, was wäre das Feuer ohne Schein, oder die Sonne ohne Licht, oder der Schöpfer ohne Geſchöpf? Doch dies ſind Fragen, von denen es ſehr wahr heißt: «Welch mensche und welche creâtûr begert zu erfaren und zu wiſsen den heimlîchen rât und willen gottes, der begert nicht anders denne als Adam tet und der bôse geist.» Darum ſollte es uns genug ſein, uns als Abſchein des Göttlichen zu fühlen und zu ſcheinen bis wir werden. Das göttliche Licht, das uns durchleuchtet, ſoll Keiner unter den Scheffel

ſtellen oder auslöſchen, ſondern er ſoll es ausſtrahlen laſſen, damit es Alles rings umher erleuchte und erwärme. Dann fühlt man ein lebendiges Feuer in allen Adern und eine höhere Weihe zum Lebenskampf. Selbſt die kleinſten Pflichten erinnern uns an Gott, das Irdiſche wird zum Göttlichen, das Zeitliche zum Ewigen, und unſer ganzes Leben ein Leben in Gott. Gott iſt nicht ewige Ruhe, Gott iſt ewiges Leben, und dies vergißt Angelus Sileſius, wenn er ſagt: Gott iſt ohne Wille.

Wir beten: «Es geſcheh' mein Herr und Gott dein Wille,
Und ſteh', Er hat nicht Will', er iſt ein' ew'ge Stille.»"

Sie hörte mir gelaſſen zu, und nach einigem Nachdenken ſagte ſie: „Zu deinem Glauben gehört Geſundheit und Kraft: es gibt aber auch lebensmüde Seelen, die ſich nach Ruhe und Schlaf ſehnen, die ſich ſo allein fühlen, daß,

auch wenn ſie in Gott entſchlafen, ſie die Welt ſo wenig vermiſſen, als die Welt ſie vermißt. Ihnen iſt es ein Vorgefühl der göttlichen Ruhe, wenn ſie ſchon jetzt ſich ganz in das Göttliche verſenken können, und ſie können es, weil kein Band ſie an die Welt feſtknüpft, und kein Wunſch ihr Herz beunruhigt als der Wunſch nach Ruhe.

Ruh' iſt das höchſte Gut, und wäre Gott nicht Ruh',
Ich ſchlöſſe vor ihm ſelbſt mein' Augen beide zu.

Du thuſt aber auch dem deutſchen Theologen Unrecht. Er lehrt zwar die Nichtigkeit des äußern Lebens, aber er will es doch nicht vernichtet ſehen. Lies mir doch das achtundzwanzigſte Capitel vor."

Ich nahm das Buch und las, während ſie die Augen ſchloß und zuhörte:

„Und wâ die vereinunge geschicht in der wâhrheit und wesenlich wirt, dâ stêt vorbals der

inner mensche in der einung unbeweglich und got lêst den ûſsern menschen her und dar bewegt werden von diesem zu dem. Das mûſs und sol sîn und geschehen, daſs der ûſser mensche spricht und es ouch in der wârheit alsô ist, «ich wil weder sîn noch nit sîn, weder leben oder sterben, wiſsen oder nicht wiſsen, tûn oder lâſsen, und alles das disem glîch ist, sunder alles, das dâ mûſs und sol sîn und geschehen, dâ bin ich bereit und gehorsam zu, es sî in lîdender wîse oder in tûender wîse.» Und alsoe hât der ûſser mensch kein warumbe oder gesûch, sunder alleine dem êwigen willen genûk zu sîn. Wan das wirt bekannt in der wârheit, das der inner mensche stên sol unbeweglich und der ûſser mensch mûſs und sol bewegt werden, und hât der inner mensch in sîner beweglikeit ein warumb, das ist anders nichts dann ein mûſs- und sol-sîn, geordnet von dem êwigen willen. Und wâ got selber der

mensch wêre oder ist, dâ ist es alsô. Das merket man wol in Kristô. Ouch wâ das in götlîchem und ûs götlîchem liechte ist, dâ ist nit geistlîche hôchfart noch unachtsame frîheit oder frîe gemûte, sunder ein grumtlôse dêmûtigkeit und ein nider geschlagen und ein gesunken betrûbet gemût, und alle ordenligkeit und redeligkeit, glîcheit und wârheit, frîde und genûgsamkeit, und alles das, das allen tugenden zu gehôrt, das mûls dâ sîn. Wâ es anders ist, dâ ist im nit recht, als vor gesprochen ist. Wan recht als dises oder das zu diser einung nit gehelfen oder gedienen kan, alsô ist ouch nichtes, das es geirren oder gehindern mag, denn alleine der mensch mit sînem eigen willen, der tût în disen grôlsen schaden. Das sol man wilsen."

„Dies ist genug", sagte sie, „und ich glaube, wir verstehen uns jetzt. An einem andern Orte sagte unser unbekannter Freund noch deutlicher

daß kein Menſch vor dem Tode unbeweglich wird, und daß der vergottete Menſch ſei wie eine Hand Gottes, die thue nichts von ſich ſelbſt, außer was Gott wolle; oder wie ein Haus, in dem Gott wohne. — Und ein gottbeſeſſener Menſch fühlt das recht wohl, aber er ſpricht nicht davon, ſondern bewahrt ſein Leben in Gott wie ein Geheimniß der Liebe. Mir iſt's oft zu Muthe wie jener Silberpappel vor meinem Fenſter. Die iſt jetzt am Abend ganz ſtill, und kein Blatt zittert und regt ſich. Aber auch wenn der Morgenwind jedes Blatt wiegt und ſchaukelt, ſo ſteht der Stamm mit ſeinen Aeſten doch ſtill und unbeweglich, und wenn der Herbſt kommt, ſo fällt alles Laub, was einſt zitterte, zur Erde und verwelkt, aber der Stamm harrt eines neuen Frühlings."

Sie hatte ſich ſo tief in dieſe Welt hineingelebt, daß ich ſie nicht darin ſtören wollte. Hatte ich mich doch ſelbſt nur mit Mühe aus

dem Zauberkreis dieſer Gedanken herausgeriſſen und wußte kaum, ob ſie nicht das rechte Theil erwählt hatte, das nicht von ihr genommen werden kann, während wir viel Sorge und Mühe haben.

So brachte jeder Abend ſein neues Geſpräch, und mit jedem Abend öffnete ſich mir ein neuer Blick in dieſes unabſehbare Gemüth. Sie hatte kein Geheimniß vor mir; ihr Sprechen war nichts als lautes Denken und Fühlen, und was ſie ſagte, mußte Alles ſchon jahrelang bei ihr gelebt haben, denn ſie ſchüttete ihre Gedanken aus, ſorglos wie ein Kind, das ſich den ganzen Schoos voll Blumen gepflückt hat, und ſie dann alle auf den Raſen hinwirft. Ich ſelbſt konnte meine Seele ihr nicht ſo öffnen wie ſie die ihrige, und das drückte und quälte mich. — Und doch, wie Wenige können bei dieſem unaufhörlichen Lügen, welches die Geſellſchaft uns auf-

erlegt, welches ſie Sitte, Artigkeit, Rückſicht, Klugheit, Lebensweisheit nennt, und womit ſie unſer ganzes Leben zu einem Maskenball macht, wie Wenige können, ſelbſt wenn ſie wollen, die volle Wahrheit ihres Weſens wiedergewinnen! Darf doch ſelbſt die Liebe nicht ihre eigene Sprache ſprechen und ihr eigenes Schweigen ſchweigen, ſondern ſie muß die Schlagworte der Dichter lernen, und ſchwärmen, und ſeufzen, und liebeln, anſtatt frei zu grüßen, anzuſchauen und ſich hinzugeben. Ich hätte ihr es am liebſten geſtanden und ihr geſagt: „Du kennſt mich nicht"; aber ich fand die Worte nicht, um ganz wahr zu ſein. Doch ehe ich von ihr ging, ließ ich ihr einen Band von Arnold's Gedichten, die ich vor kurzem erhalten hatte, und bat ſie eins zu leſen, das hieß „Das begrabene Leben". Dies war meine Beichte, und dann kniete ich an ihrem Ruhebette und ſagte „Gute Nacht". „Gute Nacht",

ſagte ſie, und legte ihre eine Hand auf meinen Kopf, und da rieſelte es mir wieder durch alle Glieder, und die Träume der Kindheit flatterten auf in meiner Seele, und ich konnte nicht fort, und ſchaute in die tiefen unerforſchlichen Augen, bis der Friede ihrer Seele die meinige ganz überſchattete. Dann erhob ich mich und ging ſchweigend nach Hauſe — und des Nachts träumte ich von einer Silberpappel, die der Wind rings umbrauſte; aber kein Blatt rührte ſich in ihren Zweigen! —

THE BURIED LIFE.

Light flows our war of mocking words, and yet,
Behold, with tears my eyes are wet.
I feel a nameless sadness o'er me roll.
Yes, yes, we know that we can jest,
We know, we know that we can smile;

But there's a something in this breast
To which thy light words bring no rest,
And thy gay smiles no anodyne.
Give me thy hand, and hush awhile,
And turn those limpid eyes on mine,
And let me read there, love, thy inmost soul.
Alas, is even Love too weak
To unlock the heart, and let it speak?
Are even lovers powerless to reveal
To one another what indeed they feel?
I knew the mass of men conceal'd
Their thoughts, for fear that if reveal'd
They would by other men be met
With blank indifference, or with blame reprov'd:
I knew they lived and mov'd
Trick'd in disguises, alien to the rest
Of men, and alien to themselves — and yet
The same heart beats in every human breast.

But we, my love — does a like spell benumb
Our hearts — our voices? — must we too be dumb?
Ah, well for us, if even we,
Even for a moment, can yet free
Our heart, and have our lips unchain'd:
For that which seals them hath been deep ordain'd.
Fate, which foresaw
How frivolous a baby man would be,
By what distractions he would be possess'd,
How he would pour himself in every strife,
And well-nigh change his own identity;
That it might keep from his capricious play
His genuine self, and force him to obey,
Even in his own despite, his being's law,
Bade through the deep recesses of our breast
The unregarded River of our Life

Pursue with indiscernible flow its way;
And that we should not see
The buried stream, and seem to be
Eddying about in blind uncertainty,
Though driving on with it eternally.
But often, in the world's most crowded streets,
But often, in the din of strife,
There rises an unspeakable desire
After the knowledge of our buried life,
A thirst to spend our fire and restless force
In tracking out our true, original course;
A longing to inquire
Into the mystery of this heart that beats
So wild, so deep in us, to know
Whence our thoughts come and where they go.
And many a man in his own breast then delves,
But deep enough, alas, none ever mines:

And we have been on many thousand lines,
And we have shown on each talent and power,
But hardly have we, for one little hour,
Been on our own line, have we been ourselves;
Hardly had skill to utter one of all
The nameless feelings that course through our breast,
But they course on for ever unexpress'd.
And long we try in vain to speak and act
Our hidden self, and what we say and do
Is eloquent, is well — but 'tis not true:
And then we will no more be rack'd
With inward striving, and demand
Of all the thousand nothings of the hour
Their stupifying power;
Ah yes, and they benumb us at our call:
Yet still, from time to time, vague and forlorn,

From the soul's subterranean depth upborne
As from an infinitely distant land,
Come airs, and floating echoes and convey
A melancholy into all our day.
Only — but this is rare —
When a beloved hand is laid in ours,
When, jaded with the rush and glare
Of the interminable hours,
Our eyes can in another's eyes read clear,
When our world-deafen'd ear
Is by the tones of a lov'd voice caress'd, —
A bolt is shot back somewhere in our breast
And a lost pulse of feeling stirs again:
The eye sinks inward, and the heart lies plain,
And what we mean, we say, and what we would, we know.
A man becomes aware of his life's flow,

And hears its winding murmur, and he sees
The meadows where it glides, the sun, the breeze.

And there arrives a lull in the hot race
Wherein he doth for ever chase
That flying and elusive shadow, Rest.
An air of coolness plays upon his face,
And an unwonted calm pervades his breast.

And then he thinks he knows
The Hills where his life rose,
And the Sea where it goes — — —

Sechste Erinnerung.

Am andern Morgen klopfte es früh bei mir an der Thür, und hereintrat mein alter Doctor, der Hofrath. Er war der Freund, der Leib- und Seelenſorger unſerer ganzen kleinen Stadt. Zwei Generationen hatte er heranwachſen ſehen; die Kinder, die er in die Welt gehoben, waren wieder Väter und Mütter geworden, und er betrachtete ſie Alle wie ſeine Kinder. Er ſelbſt war unverheirathet, aber noch in ſeinem Alter war er kräftig und ſchön zu nennen. Ich kenne ihn nicht anders, als wie er damals vor mir ſtand: ſeine hellen blauen Augen unter den

buſchigen Augenbrauen hervorleuchtend, ſein volles weißes Haar, noch immer voll von Jugendkraft, gekräuſelt und lebendig. Auch ſeine Schuhe mit den Silberſchnallen, ſeine weißen Strümpfe, ſeinen braunen Rock, der immer neu ausſah und doch immer der alte zu ſein ſchien, kann ich nicht vergeſſen, und ſein Krückſtock war derſelbe, den ich als Kind ſo oft an meinem Bett hatte ſtehen ſehen, wenn er mir den Puls fühlte und mir Arznei verſchrieb. Ich war oft krank geweſen, aber es war der Glaube an dieſen Mann, der mich immer wieder geſund machte. Ich hatte nie den geringſten Zweifel, daß er mich geſund machen könnte, und wenn die Mutter ſagte, ſie müſſe nach dem Hofrath ſchicken, damit ich wieder geſund werde, ſo war es mir als ob ſie ſagte, ſie müſſe nach dem Schneider ſchicken, damit er meine zerriſſenen Hoſen wieder in Stand ſetze. Ich hatte nur die Arznei zu

nehmen, und ich fühlte, daß ich wieder gesund sein mußte.

„Wie geht's, mein Junge", sagte er, als er ins Zimmer trat. „Siehst nicht ganz wohl aus — mußt nicht zu viel studiren. Ich habe aber heute keine Zeit viel zu schwatzen, und komme, dir nur zu sagen, du mußt nicht wieder zur Gräfin Maria gehen. Ich bin die ganze Nacht bei ihr gewesen, und das ist eure Schuld. Also hörst du, wenn dir ihr Leben lieb ist, so gehst du nicht wieder zu ihr. Sobald es möglich ist, muß sie fort und auf das Land gebracht werden. Es wäre am besten, daß du eine zeitlang verreistest. Also, guten Morgen, und sei ein guter Junge."

Mit diesen Worten gab er mir die Hand, sah mir freundlich in die Augen, als ob er mir ein Versprechen abnehmen wolle, und ging dann weiter, um seine kranken Kinder zu besuchen.

Ich war so überrascht, daß ein Anderer auf einmal so tief in die Geheimnisse meiner Seele eingedrungen sei, ja daß er wußte, was ich selbst nicht wußte, daß ich erst anfing zu denken, als er bereits längst auf der Straße war. Und dann fing es an in mir zu wogen wie Wasser, das lange am Feuer gestanden hat, ohne sich zu bewegen, das aber plötzlich aufsiedet, und wallt, und steigt und tobt bis es überfließt.

Sie nicht wiedersehen? — — Ich lebe ja nur, wenn ich bei ihr bin. Ich will ruhig sein, ich will kein Wort zu ihr sagen, ich will nur am Fenster stehen wenn sie schläft und träumt. — Aber sie nicht wiedersehen? Nicht einmal Abschied von ihr nehmen? Sie weiß ja nicht, sie kann es ja nicht wissen, daß ich sie liebe. Ich liebe sie ja auch nicht — ich begehre nichts, ich hoffe nichts, mein Herz schlägt nie ruhiger, als

wenn ich bei ihr bin. — Aber ich muß ihre Gegenwart fühlen — ich muß ihre Seele athmen — ich muß zu ihr! Und sie erwartet mich. Und hat uns Beide das Schicksal zusammengeführt ohne Absicht? Sollte ich nicht ihr Trost, sollte sie nicht meine Ruhe sein? Das Leben ist ja kein Spiel. Es treibt zwei Seelen nicht zusammen wie zwei Sandkörner der Wüste, die der Sirocco zusammen- und auseinanderwirbelt. Die Seelen, die uns ein freundliches Geschick entgegenführt, sollen wir festhalten, denn sie sind für uns bestimmt und keine Macht entreißt sie uns, wenn wir den Muth haben, für sie zu leben, zu kämpfen und zu sterben. Sie müßte mich ja verachten, wenn ich ihre Liebe beim ersten Rollen des Donners verließe wie den Schatten eines Baumes, unter dem ich so selige Stunden verträumt. —

Und dann ward es plötzlich still in mir, und

ich hörte nur die Worte, „ihre Liebe", und ſie tönten wieder aus allen Klüften meiner Seele wie ein Echo, und ich erſchrak über mich ſelbſt. „Ihre Liebe" — und womit hätte ich ſie verdient? Sie kennt mich ja kaum — und wenn ſie mich je lieben könnte, müßte ich ihr nicht ſelbſt geſtehen, daß ich die Liebe eines Engels nicht verdiene? Jeder Gedanke, jede Hoffnung, die in meiner Seele aufflog, fiel zurück wie ein Vogel, der in die blaue Himmelsluft hinaus will, und der das Gitter nicht ſieht, das ihn rings umſchließt. Und doch — warum alle dieſe Seligkeit, ſo nah und ſo unerreichbar! Kann Gott nicht Wunder thun? — Thut er nicht Wunder an jedem Morgen? Hat er nicht ſo oft mein Gebet erhört, wenn es in vollem Glauben zu ihm drang und nicht von ihm ließ, bis dem Ermatteten Troſt und Hülfe ward? Es ſind ja keine irdiſchen Güter, um die wir bitten —

es ist ja nur, daß zwei Seelen, die sich gefunden und erkannt haben, diese kurze Erdenreise Arm in Arm und Auge in Auge vollenden dürfen, daß ich ihr eine Stütze im Leiden, sie mir ein Trost oder eine süße Sorge sei, bis wir zum Ziel gelangen. Und wenn ihrem Leben noch ein später Frühling verheißen wäre, wenn ihr Leiden von ihr genommen würde — o was für selige Bilder zogen da nicht vor meinen Augen vorüber! Das Schloß ihrer verstorbenen Mutter in Tirol gehörte ihr — dort auf den grünen Bergen, in der frischen Bergluft, bei einem kräftigen, unverdorbenen Volke — weit weg von dem Treiben der Welt, von ihren Sorgen und Kämpfen, ohne Neider, ohne Richter, in welcher seligen Ruhe könnten wir dem Abend des Lebens entgegensehen, und „schweigend hingehen wie das Abendroth"! Da sah ich den dunkeln See mit seinem lebendigen Wellenschimmer, und

in ihm die klaren Schatten der fernen Gletſcher, und ich hörte das Läuten der Heerden und die Lieder der Senner, und ich ſah die Schützen mit ihren Stutzen über die Berge ziehen, und ſah die Alten und die Jungen, wie ſie Abends ſich im Dorfe ſammelten, und überall ſah ich ſie wie einen Engel des Friedens ſegnend vorüberwallen, und ich war ihr Führer und ihr Freund. Alter Thor! rief ich aus, Alter Thor! Iſt das Herz noch immer ſo wild und ſo weich? Ermanne dich — denke wer du biſt und wie weit von ihr entfernt. Sie iſt freundlich, ſie hat es gern, ſich in einer andern Seele zu ſpiegeln — aber ihre kindliche Zutraulichkeit und Unbefangenheit zeigen am beſten, daß kein tieferes Gefühl für dich in ihrer Bruſt lebt. Haſt du nicht in mancher hellen Sommernacht, wenn du einſam durch den Buchenwald gewandert, geſehen, wie der Mond ſein Silberlicht über alle

Zweige und Blätter gießt, und wie er selbst das dunkle trübe Wasser des Weihers erleuchtet und im kleinsten Tropfen sich herrlich widerspiegelt? So blickt auch sie auf dies nächtliche Leben, und so magst auch du ihr sanftes Licht in deinem Herzen abgespiegelt tragen — doch hoffe nicht auf einen wärmern Blick!

Da trat plötzlich ihr Bild wie lebendig vor meine Augen; sie stand vor mir, nicht wie eine Erinnerung, sondern wie eine Erscheinung, und zum ersten mal wurde ich mir bewußt, wie schön sie sei. Es war nicht die Schönheit der Form oder der Farbe, die uns wol beim ersten Anblick eines lieblichen Mädchens blendet, und die dann so bald hinweggeweht wird wie eine Blüte des Frühlings. Es war vielmehr die Harmonie ihres ganzen Wesens, die Wahrheit jeder Bewegung, der vergeistigte Ausdruck, die vollkommene Durchdringung des Körpers und der Seele,

welche Dem, der ſie anblickte, ſo wohlthat. Die Schönheit, welche die Natur verſchwenderiſch austheilt, befriedigt nicht, wenn der Menſch ſie ſich nicht aneignet und ſie gleichſam verdient und erobert. Sie beleidigt eher, wie wenn wir auf der Bühne eine Schauſpielerin in königlichem Anzug einherſchreiten ſehen und bei jedem Schritt merken, wie wenig der Anzug ihr paßt, wie wenig er ihr gehört. Die wahre Schönheit iſt die Anmuth, und die Anmuth iſt die Vergeiſtigung alles Schweren, Körperlichen und Irdiſchen: es iſt die Geiſtesgegenwart, welche ſelbſt das Häßliche zum Schönen macht. Je mehr ich die Erſcheinung, die vor mir ſtand, betrachtete, deſto mehr erblickte ich überall die edle Schönheit ihrer Formen und die ſeelenvolle Tiefe ihres ganzen Weſens. O, welche Seligkeit war mir ſo nah —, und war es Alles nur, um mir den höchſten Gipfel irdiſchen Glücks zu

zeigen, und mich dann auf ewig in die flache Sandwüſte des Lebens hinauszuſtoßen! O, daß ich es nie geahnt hätte, welche Schätze die Erde birgt! Aber einmal zu lieben, und dann für immer allein zu ſein! einmal zu glauben, und dann für immer zu verzweifeln! einmal das Licht zu ſehen, und dann für immer zu erblinden! das iſt eine Folter, gegen die alle menſchlichen Folterkammern verſchwinden.

So tobte die wilde Jagd meiner Gedanken weiter und weiter, bis endlich Alles ſtill wurde und die wirbelnden Eindrücke ſich allmälig ſammelten und ſetzten. Man nennt dieſe Ruhe und Ermattung wol Nachdenken; es iſt aber wie ein Nachſehen — man läßt dem Gemiſch der Gedanken Zeit, bis Alles von ſelbſt ſich nach ewigen Geſetzen kryſtalliſirt; dem Proceß ſieht man zu wie ein beobachtender Chemiker, und haben die Elemente eine Form erhalten, ſo wundern wir

uns oft ſelbſt, daß ſie und daß wir ſo ganz anders ſind als wir erwarteten.

Das erſte Wort, was ich ſprach, als ich aus meinem Hinſtarren erwachte, war: „Ich muß fort", und noch im ſelben Augenblick ſetzte ich mich hin und ſchrieb dem Hofrath, daß ich auf vierzehn Tage verreiſt ſei und ihm Alles überlaſſe. Eine Entſchuldigung für meine Aeltern war bald gefunden, und Abends war ich auf dem Wege nach Tirol.

Siebente Erinnerung.

Arm in Arm mit einem Freunde durch die Thäler und über die Berge Tirols zu wandern, da ſchlürft man friſche Lebensluft und Lebensluſt. Aber einſam und allein mit ſeinen Gedanken deſſelben Wegs zu ziehen, das iſt verlorene Zeit, verlorene Mühe! Was helfen mir die grünen Berge und die dunkeln Schluchten, und der blaue See und der mächtige Waſſerfall? Anſtatt daß ich ſie anſehe, ſehen ſie mich an und wundern ſich über das einſame Menſchengeſicht, und es ſchnürt mir das Herz zu, daß ich auf der ganzen Welt Niemand gefunden,

der lieber bei mir wäre als bei allen Andern. Mit ſolchen Gedanken erwachte ich jeden Morgen, und wie ein Lied, das man nicht loswerden kann, verfolgten ſie mich den ganzen Tag. Und wenn ich Abends in den Gaſthof trat und mich müde hinſetzte, und die Leute im Zimmer mich anſahen, und Jeder ſich über den einſamen Wanderer wunderte, dann trieb es mich oft wieder in die Nacht hinaus, wo Niemand ſah, daß ich einſam ſei, und erſt ſpät ſchlich ich zurück und ging ſtill auf mein Zimmer hinauf, und warf mich auf mein heißes Bett, und bis ich einſchlief, tönte mir das Lied von Schubert durch die Seele: „Dort wo du nicht biſt, dort iſt das Glück.“ Endlich wurde mir der Anblick der Menſchen, die ich überall antraf, die ſich der herrlichen Natur freuten und jubelten und lachten, ſo unerträglich, daß ich am Tage ſchlief und während der hellen Mondſcheinnächte meine

Reiſe von Ort zu Ort fortſetzte. Da war wenigſtens Ein Gefühl, was meine Gedanken vertrieb und zerſtreute, das war die Furcht. Denn verſuche es Jemand, die ganze Nacht hindurch allein über die Berge zu ſteigen, des Weges ungewiß: wo das Auge unnatürlich gereizt ferne Geſtalten erblickt, die es nicht bemeiſtern kann; wo das Ohr mit krankhafter Geſpanntheit Töne hört, ohne zu wiſſen, woher ſie kommen; wo der Fuß plötzlich ſtrauchelt, ſei es über eine Wurzel, die durch die Felſen bricht, ſei es über einen ſchlüpfrigen Weg, den ein Waſſerfall mit ſprühendem Regen benetzt hat — und dabei im Herzen troſtloſe Oede — keine Erinnerung, an die wir uns wärmen, keine Hoffnung, an die wir uns klammern können — verſuche es Jemand, und er wird die kalten Schauer der Nacht von außen und im Innern fühlen. Die erſte Furcht des menſchlichen Herzens entſteht aus

der Gottesverlaſſenheit — doch das Leben vertreibt ſie, und die Menſchen, die ja nach dem Bilde Gottes geſchaffen ſind, tröſten uns in unſerer Einſamkeit. Wenn aber ihr Troſt und ihre Liebe uns wieder verlaſſen, dann fühlen wir was es heißt, von Gott und Menſchen verlaſſen ſein, und die Natur mit ihrem ſtummen Blick erſchreckt uns eher als ſie uns tröſtet. Ja auch wenn wir unſern Fuß feſt auf die feſten Felſen ſetzen, ſo ſcheinen ſie zu zittern wie der Staub des Meeres, aus dem ſie einſt langſam entſtanden — und wenn das Auge nach Licht verlangt, und der Mond hinter den Tannen hervorſteigt und ihre ſcharfen Spitzen auf der hellen Felswand gegenüber abzeichnet, ſo erſcheint er uns wie der todte Finger einer Uhr, die einſt aufgezogen ward und einſt aufhören wird zu ſchlagen. Selbſt bei den Sternen und im weiten Himmelszelt, nirgends iſt ein Anhalt für die Seele, die

zittert und ſich allein und verlaſſen fühlt! Nur ein Gedanke bringt uns manchmal Troſt — das iſt die Ruhe, die Ordnung, die Unermeßlichkeit und Unvermeidlichkeit der Natur. Hier wo der Waſſerfall die grauen Steine zu beiden Seiten mit dunkelgrünem Moos bekleidet hat, erblickt das Auge plötzlich im kühlen Schatten ein blaues Vergißmeinnicht. Es iſt eine von Millionen Schweſtern, die jetzt an allen Bächen, auf allen Wieſen der Erde blühen, und die geblüht haben ſeit der erſte Schöpfungsmorgen den ganzen Reichthum des Unerſchöpflichen über die Erde ſchüttete. Jeder Zug an ſeinen Blättern, jeder Staubfaden in ſeinem Kelche, jede Faſer an ſeinen Wurzeln iſt gezählt, und keine Macht der Erde kann ſie mehren und mindern. Wenn wir unſere blöden Augen ſchärfen und mit übermenſchlicher Kraft einen tiefern Blick in das Geheimniß der Natur werfen, wenn das Mikroſkop

uns die ſtille Werkſtätte des Samens, der Knospen und der Blüten öffnet, dann erblicken wir von neuem in den feinſten Geweben und Zellen die unendlich wiederkehrende Form, und in den feinſten Faſern die ewige Unveränderlichkeit des Plans der Natur. Könnten wir noch tiefer dringen, überall würde dem Auge dieſelbe Formenwelt entgegentreten und wie in einem Spiegelſaal würde der Blick ſich im Unendlichen verlieren. Solch eine Unendlichkeit liegt in dieſen kleinen Blumen begraben! Und blicken wir hinauf zum Himmel, ſo ſehen wir wieder die ewige Ordnung, wie Monde um Planeten, Planeten um Sonnen, und Sonnen um neue Sonnen kreiſen, und dem geſchärften Auge wird ſelbſt der ferne Sternennebel zu einer neuen ſchönen Welt. Bedenke dann, wie jene majeſtätiſchen Geſtirne auf- und niederkreiſen, damit die Jahreszeiten wechſeln, damit der Same dieſes Ver-

gißmeinnichts ſich wieder und wieder rege, die Zellen ſich öffnen, die Blätter ſich hervordrängen und die Blüten den Teppich der Wieſen verzieren, und blicke auf den Himmelskäfer, der ſich im blauen Kelche der Blume wiegt, und deſſen Erwachen zum Leben, deſſen Genuß des Daſeins, deſſen lebendiger Athem tauſend mal wunderbarer iſt als das Gewebe der Blumen, oder die todte Mechanik der Himmelskörper — fühle, daß auch du zu dieſem ewigen Gewebe gehörſt, und du darfſt dich tröſten mit den unendlichen Creaturen, die mit dir kreiſen, die mit dir leben und mit dir verwelken. Iſt aber dies All, mit ſeinem Kleinſten und ſeinem Größten, mit ſeiner Weisheit und ſeiner Macht, mit dem Wunder ſeines Daſeins und dem Daſein ſeiner Wunder, das Werk eines Weſens, vor dem deine Seele nicht zurückſchaudert, vor dem du niederfällſt im Gefühle deiner Schwachheit

und Richtigkeit, und zu dem du dich wieder erhebst im Gefühle seiner Liebe und Barmherzigkeit, — fühlst du es wirklich, daß in dir etwas lebt, unendlicher und ewiger als die Zellen der Blumen, die Sphären der Planeten und der Athem des Käfers, — erkennst du in dir wie in einem Schatten den Glanz des Ewigen, der dich umleuchtet, — fühlst du in dir und unter dir und über dir die Allgegenwart des Wirklichen, in dem dein Schein zum Sein, deine Angst zur Ruhe, deine Einsamkeit zur Allgemeinsamkeit wird, dann weißt du, zu wem du rufst in der dunkeln Nacht des Lebens: „Schöpfer und Vater, dein Wille geschehe, wie im Himmel also auch auf Erden, wie auf Erden also auch an mir.“ Dann wird es helle in dir und um dir, die Morgendämmerung mit ihren kalten Nebeln schwindet, und neue Wärme durchströmt die zitternde Natur. Du hast eine Hand gefunden,

die du nie wieder läßt, die dich hält, wenn die Berge zittern und die Monden verlöschen — wo du auch seist, du bist bei ihm, und er bei dir — er ist der Ewignahe und sein ist die Welt mit ihren Blumen und Dornen, sein der Mensch mit seinen Freuden und Leiden. „Es widerfährt dir nicht das Geringste, es sei denn, daß Gott es wolle."

Mit solchen Gedanken zog ich die Straße weiter. Bald war es mir wohl, bald war es mir weh, denn wenn wir auch Ruhe und Frieden gefunden haben im tiefsten Abgrund unserer Seele, so ist es doch schwer, still in dieser heiligen Einsiedelei zu bleiben. Ja, Viele vergessen sie wieder, nachdem sie sie gefunden, und wissen oft kaum den Weg, der zu ihr zurückführt.

Wochen waren verflossen, und keine Silbe von ihr war zu mir gedrungen. „Vielleicht ist sie todt und liegt in stiller Ruh", das war ein

anderes Lied, was mir auf der Zunge ſchwebte und immer wiederkehrte, ſo oft ich es auch von mir ſtieß. Es war ja möglich, denn der Hofrath hatte mir geſagt, ſie leide am Herzen, und jeden Morgen, wenn er zu ihr gehe, mache er ſich darauf gefaßt, ſie nicht mehr am Leben zu finden. Und wenn ſie nun dieſe Welt verlaſſen hätte, ohne daß ich von ihr Abſchied genommen, ohne daß ich ihr noch im letzten Augenblick geſagt, wie ich ſie liebe — könnte ich es mir je verzeihen? müßte ich ihr nicht nachfolgen, bis ich ſie wiederfände in einem andern Leben, bis ich von ihr gehört, daß ſie mich liebe, daß ſie mir verzeihe? Wie doch die Menſchen mit dem Leben ſpielen, wie ſie das Beſte, was ſie thun, das Schönſte, was ſie genießen können, von Tag zu Tag aufſchieben, ohne zu denken, daß jeder Tag der letzte ſein kann, und daß verlorene Zeit verlorene Ewigkeit iſt. Da fielen mir alle

die Worte des Hofraths wieder ein, als ich ihn zum letzten mal gesehen, und ich fühlte, daß ich den Entschluß zu meiner plötzlichen Abreise nur deshalb gefaßt, um ihm meine Stärke zu zeigen —, daß es mir schwerer gewesen wäre, ihm meine Schwäche zu bekennen und zu bleiben. Jetzt wurde es mir klar, daß es nur Eine Pflicht für mich gäbe: unverzüglich zu ihr zurückzukehren und Alles zu ertragen, was der Himmel uns schicke. Aber als ich eben den Plan zur Rückreise gemacht, da hörte ich plötzlich in meinem Gedächtnisse die Worte des Hofraths: „Sobald es möglich ist, muß sie fort und auf das Land gebracht werden." Sie hatte mir selbst gesagt, daß sie den Sommer meist auf ihrem Schlosse zubringe. Vielleicht war sie dort, ganz in meiner Nähe; in einem Tage konnte ich bei ihr sein. Gedacht, gethan; mit Tagesanbruch machte ich mich auf,

und Abends ſtand ich an dem Thore des Schloſſes.

Der Abend war ſtill und hell. Die Spitzen der Berge glänzten in vollem Golde des Abendroths, und die niedern Schichten waren von röthlichem Blau übergoſſen. Aus den Thälern erhob ſich ein grauer Nebel, der plötzlich licht wurde, wenn er in die höhern Regionen hinaufſchwebte und dann wie ein Wolkenmeer zum Himmel emporwogte. Und dieſes ganze Farbenſpiel ſpiegelte ſich wider in der leicht bewegten Bruſt des dunkeln Sees, an deſſen Ufern die Berge hinauf- und hinabzuſteigen ſchienen, ſodaß nur die Wipfel der Bäume, und die Spitzen des Kirchthurms, und der aufſteigende Rauch der Häuſer die Linie andeutete, welche die Wirklichkeit der Welt von ihrem Widerſchein trennte. Aber mein Blick war nur auf Einen Punkt gerichtet, das war das alte Schloß, wo

mir eine Ahnung ſagte, daß ich ſie wiederfinden ſollte. Kein Licht war in den Fenſtern zu ſehen, keine Tritte ſtörten die Stille des Abends. Hatte mich meine Ahnung getäuſcht? Ich ging langſam durch das erſte Thor und die Stufen hinauf, bis ich im Vorhof des Schloſſes ſtand. Hier ſah ich eine Schildwache auf- und abgehen, und eilte auf den Soldaten zu, um mich zu erkundigen, wer im Schloſſe ſei. „Die Gräfin iſt hier und ihre Dienerſchaft", war die kurze Antwort, und im Augenblick ſtand ich auch ſchon an dem Hauptportal und hatte ich auch ſchon die Glocke gezogen. Da fiel mir erſt ein, was ich gethan! Niemand kannte mich, ich konnte und durfte nicht ſagen, wer ich ſei. Ich war wochenlang in den Bergen herumgewandert und ſah aus wie ein Bettler. Was ſollte ich ſagen? nach wem ſollte ich fragen? Doch hier war keine Zeit zum Ueberlegen, die Thür

öffnete ſich, und ein Portier in fürſtlicher Livrée ſtand vor mir und ſah mich verwundert an.

Ich fragte, ob die Engländerin, von der ich wußte, daß ſie die Gräfin nie verließ, im Schloſſe ſei, und als der Portier dies bejahte, bat ich um Papier und Tinte und ſchrieb ihr, daß ich hier ſei, um mich zu erkundigen, wie ſich die Gräfin befinde.

Der Portier rief einen Bedienten, der den Brief hinauftrug. Ich hörte jeden Tritt in den langen Hallen, und mit jeder Minute, die ich wartete, wurde meine Lage mir unerträglicher. An den Wänden hingen alte Familienbilder der fürſtlichen Familie, Ritter in voller Rüſtung, Frauen in alter Tracht, und in der Mitte eine Frau im weißen Anzug einer Nonne, mit einem rothen Kreuz auf der Bruſt. Sonſt hatte ich dieſe Bilder ſo oft angeſehen und nie daran gedacht, wie auch in ihrer Bruſt einſt ein

menſchliches Herz geſchlagen. Jetzt aber ſchien es mir, als könne ich plötzlich ganze Bände in ihren Zügen leſen, und als ſagten ſie mir Alle: „Auch wir haben einſt gelebt, auch wir haben einſt gelitten.“ Unter dieſer eiſernen Rüſtung lagen einſt Geheimniſſe verborgen wie jetzt in meiner eigenen Bruſt. Dieſe weiße Tracht und dies rothe Kreuz ſind lebendige Zeugen, daß auch hier ein Kampf gekämpft wurde wie der, der jetzt in meinem Herzen tobte. Und dann ſchien es mir, als blickten ſie Alle mich mitleidig an, und dann lag wieder ein hoher Stolz in ihren Zügen, als wollten ſie ſagen, du gehörſt nicht zu uns. Mir wurde immer unheimlicher, als mich plötzlich leiſe Tritte aus meinen Träumen weckten. Die Engländerin kam die Treppe herab und bat mich, in ein Zimmer zu treten. Ich ſah ſie forſchend an, ob ſie wol ahnte, was hier vorging. Aber in ihren Zügen

war vollkommene Ruhe, und ohne ſich den geringſten Ausdruck der Theilnahme oder der Verwunderung zu erlauben, ſagte ſie mir mit gemeſſener Stimme, die Gräfin ſei heute viel wohler und lade mich in einer halben Stunde zu ſich ein.

Ein guter Schwimmer, der ſich weit in das Meer hinausgewagt und erſt an die Rückkehr denkt, wenn ſeine Arme ſchon anfangen matt zu werden, der dann mit Haſt die Wellen theilt und kaum wagt, den Blick nach dem fernen Ufer zu richten, der mit jedem Schlage fühlt, daß ſeine Kräfte ſinken, und es ſich doch nicht geſteht, bis er endlich willenlos und krampfhaft kaum noch das Bewußtſein ſeiner Lage hat — da plötzlich ſteht ſein Fuß auf feſtem Grund und ſein Arm umſchlingt den erſten Stein des Ufers — ſo war es mir, als ich dieſe Worte hörte. Eine neue Wirklichkeit trat mir

entgegen, und was ich gelitten war ein Traum. Solche Augenblicke gibt es im Leben des Menschen nur wenige, und Tausende haben ihre Wonne nie gekannt. Aber die Mutter, der ihr Kind zum ersten mal in den Armen liegt, der Vater, dem sein einziger Sohn mit Ruhm bedeckt aus dem Kriege zurückkehrt, der Dichter, dem sein eigenes Volk entgegenjauchzt, der Jüngling, dem ein warmer Händedruck von einem geliebten Wesen mit einem wärmern Druck erwidert wird, sie wissen was es heißt, wenn ein Traum zur Wirklichkeit geworden.

Die halbe Stunde war vorüber, und ein Diener kam und führte mich durch eine lange Reihe von Zimmern, öffnete eine Thür, und im matten Lichte des Abends sah ich eine weiße Gestalt, und über ihr ein hohes Fenster, das auf den See und auf die schimmernden Berge blickte.

„Wie eigen ſich die Menſchen treffen“, tönte ihre helle Stimme mir entgegen, und jedes Wort war wie ein kühler Regentropfen nach einem heißen Sommertage.

„Wie eigen ſich die Menſchen treffen, und wie eigen ſie ſich verlieren“, ſagte ich, und dabei ergriff ich ihre Hand und fühlte, daß wir wieder beiſammen und zuſammen waren.

„Das iſt aber die Schuld der Menſchen, wenn ſie ſich verlieren“, fuhr ſie fort, und ihre Stimme, die immer wie Muſik ihre Worte zu begleiten ſchien, ging unwillkürlich in eine weichere Tonart über.

„Ja, das iſt's wahrlich“, erwiderte ich; „aber zuerſt ſage mir, biſt du wohl? und darf ich mit dir ſprechen?“

„Mein lieber Freund“, ſagte ſie lächelnd, „ich bin immer krank, das weißt du, und wenn ich ſage, daß ich mich wohl fühle, ſo thue ich

es nur meinem alten Hofrath zu Liebe, denn er iſt feſt überzeugt, daß ich ſeit meinem erſten Jahre mein ganzes Leben nur ihm und ſeiner Kunſt verdanke. Ehe ich die Reſidenz verließ, habe ich ihm einen großen Schreck gemacht, denn eines Abends hörte mein Herz plötzlich auf zu ſchlagen, und ich fühlte eine ſolche Angſt, daß ich glaubte, es würde nie wieder zu ſchlagen anfangen. Doch das iſt vorüber, und wozu ſollen wir davon ſprechen? Mich hat nur Eins betrübt. Ich glaubte immer, ich würde einmal in voller Ruhe die Augen ſchließen, jetzt aber fühle ich, daß mein Leiden mir auch den Abſchied vom Leben noch ſtören und verbittern wird." Dann legte ſie ihre Hand auf ihr Herz und ſagte: „Aber erzähle mir, wo biſt du geweſen, und warum habe ich dieſe ganze Zeit nichts von dir gehört? Der alte Hofrath hat mir ſoviel Gründe für deine plötzliche Abreiſe

gegeben, daß ich ihm endlich ſagen mußte, ich glaube ihm nicht — und da gab er mir denn endlich den unglaublichſten aller Gründe, und rathe welchen?"

„Unglaublich mochte er ſcheinen", fiel ich ihr in die Rede, damit ſie das Wort nicht ausſprechen ſollte; „und doch war er vielleicht nur allzu wahr. Doch auch das iſt vorüber, und warum ſollen wir davon ſprechen?"

„Aber nein, mein Freund", ſagte ſie, „warum ſollte das vorüber ſein? Ich ſagte dem Hofrath, als er mir ſeinen letzten Grund angab, weshalb du ſo plötzlich abgereiſt ſeieſt, daß ich weder ihn noch dich begreife. Ich bin ein armes, krankes, verlaſſenes Weſen, und mein irdiſches Daſein iſt nichts als ein langſames Sterben. Wenn mir nun der Himmel doch ein paar Seelen geſchickt hat, die mich verſtehen, oder, wie es der Hofrath ausdrückt, die mich

lieben, warum ſoll denn dies meinen oder ihren Frieden ſtören? — Ich hatte eben in meinem Lieblingsdichter, im alten Wordsworth, geleſen, als mir der Hofrath ſein Bekenntniß machte, und da ſagte ich: „Mein lieber Hofrath, wir haben ſo viele Gedanken und ſo wenig Worte, daß wir in jedes Wort gar viele Gedanken hineinſchachteln müſſen. Wenn nun Jemand, der uns nicht kennt, hörte, daß unſer junger Freund mich liebe, oder ich ihn, ſo könnte er meinen, es ſei ſo wie Romeo Juliet, und Juliet Romeo liebte, und da hätteſt du ganz Recht, wenn du ſagteſt, das darf nicht ſein. Aber nicht wahr, du liebſt mich auch, mein alter Hofrath, und ich liebe dich, und habe dich ſchon ſeit vielen Jahren geliebt, und habe es dir vielleicht noch nie geſtanden, bin aber deshalb doch weder verzweifelt noch unglücklich geweſen. Ja, mein lieber Hofrath, ich will dir noch mehr ſagen.

Ich glaube, du haſt eine unglückliche Liebe für mich, und biſt eiferſüchtig auf unſern jungen Freund. Kommſt du nicht jeden Morgen und erkundigſt dich, wie es mir geht, auch wenn du weißt, daß ich ganz wohl bin? Bringſt du mir nicht die beſten Blumen aus deinem Garten? Habe ich dir nicht mein Bild ſchenken müſſen, und — ich ſollte es vielleicht nicht verrathen — kamſt du nicht vorigen Sonntag in mein Zimmer und du glaubteſt ich ſchliefe. Ich ſchlief auch wirklich, wenigſtens hätte ich mich nicht rühren können. Aber ich ſah dich eine lange Zeit an meinem Bett ſitzen, die Augen unverwandt auf mich gerichtet — und ich fühlte deine Augen wie Sonnenſtrahlen, die auf meinem Geſicht ſpielten. Und endlich wurden deine Augen matt, und ich fühlte große Thränen aus ihnen herunterfallen. Da hülltеſt du dein Geſicht in deine Hände und ſchluchzteſt laut: Maria, Maria!

Ach, mein lieber Hofrath, das hat unſer junger Freund nie gethan, und doch haſt du ihn fortgeſchickt.“ Als ich ſo mit ihm ſprach, halb im Spaß, halb im Ernſt, wie ich immer ſpreche, da fühlte ich, ich hatte dem alten Mann wehegethan. Er wurde ganz ſtill und ſchämte ſich wie ein Kind. Da nahm ich einen Band Gedichte von Wordsworth, in dem ich eben geleſen hatte, und ſagte: „Hier iſt ein anderer alter Mann, den ich liebe und von ganzem Herzen liebe, der mich verſteht und den ich verſtehe, und habe ihn doch nie geſehen, werde ihn auch nie ſehen — das iſt nun einmal ſo auf Erden. Nun will ich dir ein Gedicht von ihm vorleſen, da ſollſt du ſehen, wie man lieben kann, und wie Liebe ein ſtiller Segen iſt, den der Liebende auf das Haupt der Geliebten legt, und dann ſeines Weges weiterzieht in ſeliger Wehmuth.“ Da las ich ihm Wordworth's «Highland Girl»

vor, und jetzt, mein Freund, rücke die Lampe näher und lies mir das Gedicht wieder vor, denn es erfrischt mich, so oft ich es höre, — es weht ein Geist darin, wie das stille, unendliche Abendroth, das seine Arme da drüben liebend und segnend auf die unschuldige Brust der schneebedeckten Berge breitet."

Wie ihre Worte so langsam und ruhig in meine Seele tönten, wurde es auch in meiner Brust endlich wieder still und feierlich — der Sturm war vorüber, und ihr Bild schwamm wie der Silberschein des Mondes auf den leichtbewegten Wellen meiner Liebe — dieses Weltenmeers, das durch die Herzen aller Menschen strömt, und das Jeder das seine nennt, während es doch ein allbelebender Pulsschlag der ganzen Menschheit ist. Ich hätte am liebsten stillgeschwiegen wie die Natur, die draußen vor unsern Blicken lag, und die immer stiller und

dunkler wurde; doch sie gab mir das Buch und ich las:

Sweet Highland Girl, a very shower
Of beauty is thy earthly dower!
Twice seven consenting years have shed
Their utmost bounty on thy head:
And these grey rocks; that household lawn;
Those trees, a veil just half withdrawn;
This fall of water that doth make
A murmur near the silent lake;
This little bay, a quiet road
That holds in shelter thy Abode —
In truth together do ye seem
Like some thing fashioned in a dream;
Such Forms as from their covert peep
When earthly cares are laid asleep!
But, O fair Creature! in the light
Of common day, so heavenly bright,
I bless Thee, Vision as thou art,

I bless thee with a human heart;
God shield thee to thy latest years!
Thee neither know I, nor thy peers;
And yet my eyes are filled with tears.

With earnest feeling I shall pray
For thee when I am far away:
For never saw I mien, or face,
In which more plainly I could trace
Benignity and home-bred sense
Ripening in perfect innocence.
Here scattered, like a random seed,
Remote from men, Thou dost not need
The embarrassed look of shy distress
And maidenly shamefacedness:
Thou wear'st upon thy forehead clear
The freedom of a Mountaineer:
A face with gladness overspread!
Soft smiles, by human kindness bred!
And seemliness complete, that sways

Thy courtesies, about thee plays;
With no restraint, but such as springs
From quick and eager visitings
Of thoughts that lie beyond the reach
Of thy few words of English speech:
A bondage sweetly brooked, a strife
That gives thy gestures grace and life!
So have I, not unmoved in mind,
Seen birds of tempest-loving kind —
Thus beating up against the wind.

What hand but would a garland cull
For thee who art so beautiful?
O happy pleasure! here to dwell
Beside thee in some heathy dell;
Adopt your homely ways, and dress,
A Shepherd, thou a Shepherdess!
But I could frame a wish for thee
More like a grave reality:
Thou art to me but as a wave

Of the wild sea; and I would have
Some claim upon thee, if I could,
Though but of common neighbourhood.
What joy to hear thee, and to see!
Thy elder Brother I would be,
Thy Father — anything to thee!

Now thanks to Heaven! that of its grace
Hath led me to this lonely place
Joy have I had; and going hence
I bear away my recompense.
In spots like these it is we prize
Our Memory, feel that she hath eyes:
Then, why should I be loth to stir?
I feel this place was made for her;
To give new pleasure like the past,
Continued long as life shall last.
Nor am I loth, though pleased at heart,
Sweet Highland Girl! from thee to part;
For I, methinks, till I grow old,

As fair before me shall behold,
As I do now, the cabin small,
The lake, the bay, the waterfall,
And Thee, the Spirit of them all!

Ich hatte geendet, und das Gedicht war mir wie ein Trunk friſchen Quellwaſſers geweſen, wie ich es noch vor kurzem ſo oft aus dem Kelche eines großen grünen Blattes perlend hinuntergeſchlürft hatte.

Da hörte ich ihre ſanfte Stimme, wie der erſte Ton der Orgel, der uns aus unſerm träumenden Gebete weckt, und ſie ſagte: „So will ich, daß du mich liebſt, und ſo liebt mich auch der alte Hofrath, und ſo in einer oder der andern Weiſe ſollten wir uns Alle lieben und aneinander glauben. Aber die Welt, obgleich ich ſie kaum kenne, ſcheint dieſe Liebe und dieſen Glauben nicht zu verſtehen, und die Menſchen haben aus dieſer Erde, wo wir ſo glück-

lich hätten leben können, ein recht trauriges Daſein gemacht.

„Das muß früher anders geweſen ſein, denn wie hätte ſonſt Homer die liebliche, geſunde, zarte Geſtalt der Nauſikaa ſchaffen können! Nauſikaa liebt den Odyſſeus beim erſten Anblick. Sie ſagt es ihren Freundinnen ſogleich: «Daß doch ein ſolcher Mann mein Gatte genannt würde und es ihm gefiele, hierzubleiben.» Doch ſchämt ſie ſich, mit ihm zugleich in der Stadt zu erſcheinen, und ſie ſagt es ihm ins Geſicht, daß wenn ſie einen ſo ſchönen, ſtattlichen Fremdling mit nach Hauſe brächte, die Leute ſagen würden, ſie habe ſich einen Gatten geholt. Wie iſt das Alles einfach und natürlich. Aber als ſie hört, daß er in ſeine Heimat will zu ſeiner Frau und ſeinem Kinde, da entſchlüpft ihr keine Klage, ſie verſchwindet wieder vor unſern Augen, und wir fühlen, daß ſie das Bild des ſchönen

ſtattlichen Fremdlings wol lange noch in ſtiller freudiger Bewunderung in ihrer Bruſt getragen. Warum kennen denn unſere Dichter dieſe Liebe nicht? — dieſes freudige Geſtehen und dieſes ruhige Scheiden! Ein neuer Dichter hätte aus der Nauſikaa einen weiblichen Werther gemacht — und das iſt, weil die Liebe für uns nichts mehr iſt als ein Vorſpiel zum Luſt- oder Trauerſpiel der Ehe. Gibt es denn wirklich keine andere Liebe mehr? Iſt die Quelle dieſes reinen Glücks ganz vertrocknet? Kennen die Menſchen nur noch den berauſchenden Trunk, nicht mehr den erfriſchenden Quell der Liebe?"

Bei dieſen Worten fiel mir der engliſche Dichter ein, der auch ſo geklagt:

From heaven if this belief be sent,
If such be nature's holy plan,
Have I not reason to lament
What man has made of man!

„Wie glücklich doch die Dichter ſind", ſprach ſie. „Ihre Worte rufen die tiefſten Gefühle von tauſend ſtummen Seelen ins Daſein, und wie oft ſind ihre Lieder ſchon zum Geſtändniß des ſüßeſten Geheimniſſes geworden! Ihr Herz ſchlägt in der Bruſt des Armen und des Reichen, der Glückliche ſingt, der Traurige weint mit ihnen. Aber keinen Dichter kann ich ſo ganz mein eigen fühlen als Wordsworth. Ich weiß, viele meiner Freunde lieben ihn nicht, ſie ſagen, er ſei kein Dichter, aber das iſt es gerade, was ich an ihm liebe, daß er alle herkömmlichen Dichterphraſen, alle Uebertreibungen und Alles, was man unter Pegaſusflug verſteht, vermeidet. Aber er iſt wahr — und was liegt nicht Alles in dieſem einen Wort! Er öffnet unſere Augen für das Schöne, was, wie das Gänſeblümchen auf der Wieſe, vor unſern Füßen liegt; er nennt Alles bei ſeinem wahren Na-

men — er will Niemand überraſchen, täuſchen oder blenden — er will keine Bewunderung für ſich — er will den Menſchen nur zeigen, wie ſchön Alles iſt, was Menſchenhand noch nicht verbogen und geknickt hat. Iſt ein Thautropfen auf einem Grashalm nicht ſchöner als eine Perle in Gold gefaßt? Iſt nicht ein lebendiger Quell, der uns entgegenrieſelt, wir wiſſen nicht woher, wunderbarer als alle Waſſerkünſte von Verſailles? Iſt ſein «Highland Girl» nicht lieblicher, nicht ein wahrerer Ausdruck wahrer Schönheit als Goethe's Helena oder Byron's Haydee! Und dann die Heimlichkeit ſeiner Sprache und die Reinheit ſeiner Gedanken! Wie ſchade, daß wir nie einen ſolchen Dichter hatten! Schiller hätte unſer Wordsworth ſein können, hätte er mehr Zutrauen zu ſich als zu den alten Griechen und Römern gehabt. Unſer Rückert kommt ihm am nächſten, hätte er nicht auch aus

seinem armen Vaterlande weg sich Trost und Heimat unter östlichen Rosen gesucht. Wenig Dichter haben den Muth, ganz Das zu sein, was sie sind. Wordsworth hatte ihn, und wie wir großen Männern gern zuhören, auch wenn sie nicht groß sind, sondern wie andere Sterbliche ruhig ihrer Gedanken pflegen und in Geduld des Augenblicks warten, wo ein heller Blick ihnen neue Aussichten ins Unendliche öffnet, so habe ich auch Wordsworth so gern selbst in den Gedichten, welche nichts enthalten, als was Jeder hätte sagen können. Die großen Dichter vergönnen sich Ruhe: in Homer lesen wir oft hundert Verse ohne eine einzige Schönheit, und ebenso in Dante; während Pindar, den ihr Alle so bewundert, mich zur Verzweiflung treibt mit seinen Ekstasen. Was gäbe ich nicht darum, einen Sommer an den Lakes zubringen zu können, mit Wordsworth alle die Orte zu besuchen,

denen er Namen gegeben, alle die Bäume zu grüßen, die er von der Axt gerettet, und nur einmal den fernen Sonnenuntergang mit ihm zu ſehen, den er beſchrieben, wie ihn nur Turner hätte malen können."

Es war ſo eigen, wie ihre Stimme ſich nie zu Ende ihrer Rede ſenkte, wie bei den meiſten Menſchen, ſondern im Gegentheil ſich hob und ſtets wie in einem fragenden Septimenaccord endigte. Sie ſprach ſtets hinauf, nie herab, zu den Leuten. Die Melodie ihrer Sätze war wie wenn ein Kind ſagt: „Nicht wahr, Vater?" Es lag etwas Bittendes in ihrem Ton, und es war faſt unmöglich ihr zu widerſprechen.

„Wordsworth", ſagte ich, „iſt mir auch ein lieber Dichter und ein noch lieberer Menſch, und wie man oft von einem kleinen Hügel, den

man ohne Mühe erſteigt, eine ſchönere, vollere, lebendigere Ausſicht hat, als wenn man mit Mühe und Noth auf den Montblanc hinaufgeklettert, ſo geht es mir mit Wordsworth's Poeſie. Zu Anfang ſchien er mir oft gewöhnlich, und oft habe ich ſeine Gedichte hingelegt und nicht begreifen können, wie die beſten Geiſter des heutigen England eine ſolche Bewunderung für ihn hegen konnten. Ich habe es mir aber zur Ueberzeugung gemacht, daß kein Dichter in irgendeiner Sprache, den ſeine Nation oder die geiſtige Ariſtokratie ſeines Volks als Dichter anerkannt, uns ungenießbar bleiben darf. Bewunderung iſt eine Kunſt, die wir lernen müſſen. Viele Deutſche ſagen, Racine gefällt uns nicht; der Engländer ſagt, Goethe verſtehe ich nicht; der Franzoſe ſagt, Shakſpeare iſt ein Bauer. Und was iſt damit geſagt? Nichts weiter als wenn ein Kind ſagt, es habe einen

Walzer lieber als eine Symphonie von Beethoven. Die Kunſt iſt, herauszufinden und zu verſtehen, was jede Nation an ihren großen Männern bewundert, und wer das Schöne ſucht, der wird es endlich finden und ſehen, daß ſelbſt die Perſer ſich nicht in ihrem Hafis, daß ſelbſt die Indier ſich nicht ganz in ihrem Kalidaſa täuſchten. Einen großen Mann verſteht man nicht auf einmal, es gehört Kraft, Muth und Ausdauer dazu, und es iſt eigen, daß was uns auf den erſten Anblick gefällt, nur ſelten uns für lange feſſelt."

„Und doch", fiel ſie ein, „gibt es etwas, was allen großen Dichtern, allen wahren Künſtlern, allen Heroen auf Erden, mögen ſie Perſer oder Indier, Heiden oder Chriſten, Romanen oder Germanen ſein, gemeinſam iſt, das iſt, ich weiß nicht wie ich's nennen ſoll, aber es iſt das Unendliche, das hinter ihnen zu liegen

ſcheint, ein ferner Blick in das Ewige, eine Vergöttlichung des Kleinſten und Vergänglichen. Goethe, der große Heide, kennt «den ſüßen Frieden der vom Himmel iſt». Und wenn er ſingt:

Ueber allen Gipfeln
Iſt Ruh';
In allen Wipfeln
Spürest du
Kaum einen Hauch;
Die Vögelein ſchweigen im Walde.
Warte nur, balde
Ruheſt du auch!

öffnet ſich da nicht über den hohen Tannenwipfeln eine unendliche Weite, eine Ruhe, wie die Erde ſie nie geben kann? Bei Wordsworth fehlt dieſer Hintergrund nie, und die Spötter mögen ſagen was ſie wollen, es iſt doch nur das Ueberirdiſche, ſei es auch noch ſo verhüllt, was das menſchliche Herz reizt und rührt. Wer

hat die irdiſche Schönheit beſſer verſtanden als Michel Angelo — aber er hat ſie verſtanden, weil ſie ihm ein Abglanz überirdiſcher Schönheit war. Du kennſt ſein Sonett:

La forza d'un bel volto al ciel mi sprona
(Ch'altro in terra non è che mi diletti).
E vivo ascendo tra gli spirti eletti;
Grazia ch'ad uom mortal raro si dona.
Si ben col suo Fattor l'opra consuona,
Ch'a lui mi levo per divin concetti;
E quivi informo i pensier tutti e i detti,
Ardendo, amando per gentil persona.
Onde, se mai da due begli occhi il guardo
Torcer non so, conosco in lor la luce
Che mi mostra la via, ch'a Dio mi guide;
E se nel lume loro acceso io ardo,
Nel nobil foco mio dolce riluce
La gioia che nel cielo eterna ride."

Sie war erschöpft und schwieg — und wie hätte ich dieses Schweigen stören können? Wenn nach einem freundlichen Austausch der Gedanken menschliche Herzen sich befriedigt fühlen und schweigen, so sagen wir wol, es fliegt ein Engel durch das Zimmer, und mir war's als hörte ich das leise Flügelrauschen des Engels des Friedens und der Liebe über unsern Häuptern. Während meine Blicke auf ihr ruhten, schien ihre leibliche Hülle wie verklärt im Halbdunkel des Sommerabends, und nur ihre Hand, die ich in der meinigen hielt, gab mir das Gefühl ihrer wirklichen Gegenwart. Da fiel plötzlich ein heller Schimmer über ihr Gesicht — sie fühlte es, öffnete ihre Augen und sah mich verwundert an. Der wunderbare Glanz ihrer Augen, den die halbgeschlossenen Augenwimpern wie ein Schleier bedeckten, leuchtete wie ein Wetterleuchten. Ich blickte um mich her, und endlich sah ich wie der

Mond in seiner vollen Pracht zwischen zwei Hügeln dem Schlosse gegenüber aufgegangen war und den See und das Dorf mit freundlichem Lächeln bestrahlte. Nie hatte ich die Natur, nie hatte ich ihr liebes Antlitz so schön gesehen, nie war mir solche selige Ruhe durch die Seele geflossen. „Maria", sagte ich, „in diesem verklärten Augenblick laß' mich, so wie ich bin, dir meine ganze Liebe gestehen, laß' uns, wo wir die Nähe des Ueberirdischen so mächtig fühlen, einen Bund der Seelen schließen, den nichts wieder trennen kann. Was auch die Liebe sei, Maria, ich liebe dich, und ich fühle es, Maria, du bist mein, denn ich bin dein."

Ich kniete vor ihr und wagte nicht ihr in die Augen zu sehen. Meine Lippen berührten ihre Hand, und ich küßte sie. Da entzog sie mir ihre Hand, erst zögernd, dann aber hastig

und entſchieden, und als ich aufblickte, lag ein ſchmerzlicher Zug auf ihrem Antlitz. Sie ſchwieg noch immer, endlich erhob ſie ſich mit einem tiefen Seufzer und ſagte:

„Genug für heute. Du haſt mir wehgethan; doch das iſt meine Schuld. Schließe die Fenſter — ich fühle einen kalten Schauer über mir, als ob eine fremde Hand mich berührte. Bleibe bei mir — aber nein — du mußt fort — lebe wohl — ſchlaf wohl — bete daß der Friede Gottes bei uns bleibe. Wir ſehen uns wieder — nicht wahr? morgen Abend — erwarte ich dich.“

O, wo war auf einmal all die himmliſche Ruhe hin? Ich ſah wie ſie litt, und Alles was ich thun konnte war, ſchnell fortzueilen, die Engländerin zu rufen und im Dunkel der Nacht einſam in das Dorf zu gehen. Lange ging ich

noch am See auf und nieder, lange ſchweiften meine Blicke nach dem erleuchteten Fenſter, wo ich noch eben bei ihr geweſen war. Endlich verloſch im Schloſſe das letzte Licht, der Mond ſtieg höher und höher, und jede Spitze, jeder Erker, jede Verzierung an den alten Mauern wurde ſichtbar in der feenhaften Beleuchtung. Und hier war ich ganz allein in der ſtillen Nacht, und mir war's als ob das Gehirn mir ſeine Dienſte verſagte, denn kein Gedanke kam zu Ende und ich fühlte nur, daß ich ganz allein auf dieſer Erde ſei, daß es keine Seele für mich gäbe. Die Erde war wie ein Sarg, und der ſchwarze Himmel ein Leichentuch, und ich wußte kaum ob ich lebe oder ſchon längſt geſtorben ſei. Und dann ſah ich plötzlich zu den Sternen hinauf, mit ihren blinkenden Augen, die ſo ruhig ihres Wegs zogen — und dann ſchien es mir, als wären ſie nur da um die Menſchen zu er-

leuchten und zu trösten, und dann dachte ich an zwei Himmelssterne, die mir so unverhofft am dunkeln Himmel aufgegangen — und ein Dankgebet rang sich aus meiner Brust, ein Dankgebet für die Liebe meines Engels.

Letzte Erinnerung.

Die Sonne blickte ſchon über die Berge in mein Fenſter hinein, als ich erwachte. War das dieſelbe Sonne, die am Abend vorher mit langzögerndem Blick, wie ein ſcheidender Freund, uns angeſchaut, als ob ſie den Bund unſerer Seelen ſegnen wollte, und die untergegangen war wie eine verlorene Hoffnung? Und jetzt leuchtete ſie mir entgegen wie ein Kind, das mit ſtrahlendem Blick in unſer Zimmer ſtürzt, um uns Glück zu wünſchen zu einem frohen Feſte! Und war ich derſelbe Menſch, der nur vor wenigen Stunden, zerbrochen an Geiſt und Kör-

per, ſich auf das Lager geworfen — und jetzt fühlte ich wieder in mir den alten Lebensmuth, und ein Gott- und Selbſtvertrauen, das wie friſche Morgenluft die Seele erquickte und belebte! Was wäre wol aus den Menſchen geworden ohne den Schlaf? Wir wiſſen es nicht, wo dieſer nächtliche Bote uns hinführt, und wenn er uns die Augen am Abend zudrückt, wer bürgt uns dafür, daß er ſie am Morgen uns wieder öffnet — daß er uns wieder zu uns bringt? Es verlangte Muth und Glauben, als der erſte Menſch ſich dieſem unbekannten Freunde in die Arme warf, und läge nicht in unſerer Natur etwas Hülfloſes, was uns bei allen Dingen, die wir glauben ſollen, zum Glauben drängt und zur Hingebung zwingt, ich zweifle, ob je ein Menſch, trotz aller Müdigkeit, aus freiem Antriebe die Augen geſchloſſen hätte und in dies unbekannte Traumland getreten wäre.

Das Gefühl unſerer Schwachheit, unſerer Müdigkeit gibt uns Vertrauen zu einer höhern Macht und Muth zur frohen Hingebung an die ſchöne Ordnung des Alls, und wir fühlen uns geſtärkt und erfriſcht, wenn wir, ſei es auch nur auf kurze Zeit, im Wachen oder im Schlafe, die Feſſeln gelöſt haben, die unſer ewiges Selbſt an unſer irdiſches Ich binden.

Was mir geſtern nur dunkel wie fliehender Abendnebel durch den Kopf gezogen war, wurde mir auf einmal klar. Wir gehörten einander zu, das fühlte ich; ſei es wie Bruder und Schweſter, ſei es wie Vater und Kind, ſei es wie Bräutigam und Braut — wir mußten für nun und immer beiſammen bleiben. Es galt nur, den rechten Namen für Das zu finden, was wir in unſerer ſtammelnden Sprache Liebe nennen. —

Thy elder brother I would be,
Thy father — anything to thee!

Es war dieſes anything, wofür ein Name gefunden werden mußte, denn die Welt erkennt nun einmal nichts Namenloſes an. Sie hatte mir ja ſelbſt geſagt, daß ſie mich liebe, mit jener reinen allmenſchlichen Liebe, aus der alle andere Liebe entſpringt. Ihr Schreck, ihre Verſtimmung, als auch ich ihr meine volle Liebe geſtanden, waren mir noch immer unbegreiflich, aber ſie konnten meinen Glauben an unſere Liebe nicht mehr erſchüttern. Warum ſollten wir denn Alles, was in der Seele des Menſchen vorgeht, begreifen wollen, während doch in uns ſelbſt Alles ſo unbegreiflich iſt? Es iſt ja überall das Unerklärliche, was uns am meiſten feſſelt, ſei es in der Natur, ſei es im Menſchen, ſei es in unſerer eigenen Bruſt. Menſchen, die wir verſtehen, deren Triebfedern wir wie ein anatomiſches Präparat vor uns ſehen, laſſen uns kalt, wie die Charaktere in unſern meiſten Romanen,

und nichts verdirbt uns die Freude am Leben und an den Menſchen mehr als dieſer ethiſche Rationalismus, der Alles erklären will und alles Wunder im Innern leugnet. Es liegt in jedem Weſen etwas Unauflösliches, nennen wir es Schickſal, Eingebung oder Charakter, und Der kennt weder ſich noch die Menſchen, welcher glaubt, daß er ohne dieſen ewig wiederkehrenden Reſt das Thun und Treiben der Menſchen zerlegen kann. Ich tröſtete mich nun über Alles, worüber ich am Abend verzweifelt war — und endlich ſchien auch kein Wolkenſtreif mehr den Himmel der Zukunft zu trüben.

In dieſer Stimmung trat ich aus dem engen Hauſe heraus in die freie Luft, als ein Bote einen Brief für mich brachte. Er war von der Gräfin, das ſah ich an der ſchönen ruhigen Handſchrift. Ich öffnete ihn ohne zu athmen — ich hoffte das Schönſte was der Menſch nur

hoffen kann. Aber bald fiel Alles in mir zuſammen. Der Brief enthielt nichts als die Bitte, ſie heute nicht zu beſuchen, da ſie auf dem Schloſſe Beſuch aus der Reſidenz erwarte. Kein freundliches Wort, keine Nachricht über ihr Befinden! Nur zu Ende noch ein P. S.: „Morgen kommt der Hofrath — alſo auf übermorgen.“

Hier waren auf einmal zwei Tage aus dem Buche des Lebens geriſſen. Und wären ſie nur ganz herausgeriſſen — aber nein, ſie hingen über mir wie das Bleidach eines Gefängniſſes. Sie mußten gelebt werden — ich konnte ſie nicht wie ein Almoſen einem Könige oder einem Bettler ſchenken, der noch gern zwei Tage länger auf ſeinem Throne oder auf ſeinem Steine bei der Kirchthür geſeſſen hätte! Ich ſtarrte eine zeitlang vor mir hin, dann aber dachte ich an mein Morgengebet, und wie ich es mir geſagt, daß es keinen größern Unglauben gebe als Ver-

zweiflung — wie das Kleinſte und Größte im Leben Theil eines großen, göttlichen Planes ſei, dem wir uns fügen müſſen, ſo ſchwer es auch ſei. Wie ein Reiter, der einen Abgrund vor ſich ſieht, riß ich die Zügel zurück — „Sei's, weil's ſein muß", rief ich in mir, „aber Gottes Erde iſt nicht der Ort zum Klagen und Jammern." War es nicht Seligkeit, dieſe Zeilen, die ſie geſchrieben, in meiner Hand zu halten, und die Hoffnung, in kurzer Zeit ſie wiederzuſehen, war es nicht größere Seligkeit als ich je verdient? Den Kopf nur immer über das Waſſer gehalten! — das ſagen alle guten Lebensſchwimmer; geht es aber nicht mehr, dann beſſer auf einmal untergetaucht, als ſich das Waſſer fortwährend in die Augen und die Kehle laufen zu laſſen! Und wenn es uns ſchwer wird, bei den kleinen Unfällen des Lebens ſtets an die göttliche Vorſehung zu denken, und wenn wir uns ſcheuen,

und vielleicht mit Recht, bei jedem Kampfe aus der Gewöhnlichkeit des Lebens heraus in die Gegenwart des Göttlichen zu treten, so sollte uns das Leben, wenn auch nicht als Pflicht, doch als Kunst erscheinen — und was ist häßlicher als ein Kind, das sich unbändig geberdet, und bei jedem Verlust, bei jedem Schmerz, trübsinnig grollt? Nichts ist schöner als ein Kind, in dessen thränendem Auge schon wieder der Sonnenschein der Freude und Unschuld glänzt — wie eine Blume, welche bei einem Frühlingsregen zittert und bebt, und doch schon wieder blüht und duftet, während der Sonnenschein ihr die Thränen auf den Wangen trocknet.

Bald kam mir ein guter Gedanke, wie ich, dem Schicksal zum Trotz, diese beiden Tage doch mit ihr verleben konnte. Schon lange hatte ich gewünscht, mir die lieben Worte, die sie mir gesagt, und so manchen schönen Gedanken, den

ſie mir anvertraut, aufzuzeichnen, und ſo vergingen mir die Tage in der Erinnerung ſchöner zuſammenverlebter Stunden, und in der Hoffnung einer noch ſchönern Zukunft, und ich war bei ihr, und mit ihr, und lebte in ihr, und fühlte die Nähe ihres Geiſtes und ihrer Liebe mehr als ich ſie je gefühlt, wenn ich ihre Hand in der meinigen hielt.

•• Wie lieb ſind mir jetzt dieſe Blätter — wie oft habe ich ſie geleſen und wieder geleſen — nicht als ob ich je ein Wort, das ſie geſagt, vergeſſen hätte; aber dieſe Blätter waren Zeugen meines Glücks, und es ſchaut mich etwas aus ihnen an wie der Blick eines Freundes, deſſen Schweigen mehr ſagt als alle Worte. Erinnerung an vergangenes Glück, Erinnerung an vergangenes Leid, ſtilles Verſenken in eine ferne Vergangenheit, wo Alles ſchwindet was uns umgibt und bindet, wo die Seele ſich hin-

wirft wie eine Mutter auf den grünen Grabhügel ihres Kindes, das ſchon ſeit langen Jahren da unten ſchlummert, wo keine Hoffnung, kein Wunſch die Stille hülfloſer Hingebung ſtört — das nennen wir wol Wehmuth, — aber eine Seligkeit liegt in dieſer Wehmuth, die kennen nur Die, welche viel geliebt und viel gelitten haben. Frage eine Mutter was ſie fühlt, wenn ſie den Schleier, den ſie einſt als Braut getragen, ihrer Tochter um das Haupt bindet und des Gatten denkt, der nicht mehr bei ihr iſt. — Frage einen Mann was er fühlt, wenn ihm ein Mädchen, das er geliebt und das die Welt von ihm getrennt, nach ihrem Tode die trockene Roſe ſchickt, die er ihr als Jüngling gegeben — ſie mögen Beide weinen, aber ihre Thränen ſind nicht Thränen des Schmerzes, noch Thränen der Freude — es ſind Thränen des Opfers, mit denen der Menſch ſich dem Göttlichen weiht,

und das Liebſte, was er hat, ruhig dahingehen ſieht im Glauben an Gottes Liebe und Weisheit.

Doch zurück in die Erinnerung, zurück in die lebendige Gegenwart der Vergangenheit! — Die zwei Tage verfloſſen ſo ſchnell, daß es mich durchbebte, als das Glück des Wiederſehens immer näher und näher rückte. Ich ſah, wie am erſten Tage die Wagen und Reiter aus der Stadt ankamen, wie das Schloß ſich belebte mit bunten Gäſten. Die Fahnen flatterten auf dem Dache, Muſik tönte durch die Höfe. Am Abend belebte ſich der See mit luſtigen Gondeln, Männergeſang klang über die Wogen und ich mußte lauſchen, denn ich dachte, daß auch ſie vom Fenſter aus dieſen Liedern lauſchte. Am zweiten Tage war noch Alles geſchäftig, und erſt am Nachmittag bereiteten ſich die Gäſte zum Aufbruch, und ſpät am Abend ſah ich auch den Wagen des Hofraths allein nach der Stadt

zurückfahren. Da hielt es mich nicht länger. Ich wußte ſie war allein, ich wußte ſie dachte an mich, ſie wünſchte mich herbei. Und ich ſollte noch eine Nacht vergehen laſſen, ohne ihr wenigſtens die Hand zu drücken, ohne ihr zu ſagen, daß die Trennung überſtanden, und daß der nächſte Morgen uns zu neuer Seligkeit wecken werde! Noch ſah ich Licht in ihrem Fenſter — und warum ſollte ſie allein ſein, warum ſollte ich nicht wenigſtens für einen Augenblick ihre ſüße Gegenwart fühlen? Schon ſtand ich an dem Schloſſe, ſchon wollte ich die Glocke ziehen — da ſtand ich plötzlich ſtill und ſagte: Nein! Keine Schwäche! Du würdeſt beſchämt vor ihr ſtehen, wie ein Dieb in der Nacht. Morgen früh tritt vor ſie hin wie ein Held, der aus der Schlacht zurückkehrt, und für den ſie jetzt den Kranz der Liebe windet, den ſie ihm morgen auf das Haupt drückt.

Und der Morgen kam, und ich war bei ihr, — wirklich bei ihr. O, redet nicht vom Geiſt, als könne er ohne Körper ſein! Volles Daſein, Bewußtſein, Frohſein iſt nur wo Geiſt und Körper Eins ſind, ein verkörperter Geiſt, ein vergeiſteter Körper. Es gibt keinen Geiſt ohne Körper, es ſei denn ein Geſpenſt; es gibt keinen Körper ohne Geiſt, es ſei denn eine Leiche. Iſt die Blume auf dem Felde ohne Geiſt? Blickt ſie nicht heraus aus einem göttlichen Willen, aus einem ſchöpferiſchen Gedanken, der ſie erhält, der ihr Leben und Daſein gibt? Das iſt ihr Geiſt — nur daß er ſtumm iſt in der Blume, während er im Menſchen ſich offenbart im Wort. Wirkliches Leben iſt überall körperliches und geiſtiges Leben — wirklicher Genuß iſt überall körperlicher und geiſtiger Genuß — wirkliches Beiſammenſein iſt überall körperliches und geiſtiges Beiſammenſein, und die ganze Welt der

Erinnerung, in der ich zwei Tage lang so glücklich gelebt, verschwand wie ein Schatten, wie ein Nichts, als ich vor ihr stand und wirklich bei ihr war. Ich hätte ihr meine Hände auf die Stirn, auf die Augen, auf die Wangen legen mögen, um zu wissen, fest zu wissen, daß sie wirklich da sei, — nicht nur das Bild, das Tag und Nacht vor meiner Seele geschwebt, sondern ein Wesen, das nicht mein war, und doch mein sein sollte und wollte, ein Wesen, an das ich glauben konnte wie an mich selbst, ein Wesen, fern von mir, und doch mir näher als mein eigenes Ich, ein Wesen, ohne welches mein Leben kein Leben, selbst mein Tod kein Tod war, ohne welches mein armes Dasein wie ein Seufzer im Unendlichen verhallt wäre. — Ich fühlte es, als meine Gedanken und meine Blicke sie überströmten, daß jetzt in diesem Augenblick die Seligkeit meines Daseins erfüllt

ſei — und ein Schauer durchflog mich, und ich dachte an den Tod, und er ſchien keine Schrecken mehr zu haben, denn dieſe Liebe konnte der Tod nicht zerſtören — nur läutern, veredeln und verewigen.

Es war ſo ſchön mit ihr zu ſchweigen. Auf ihrem Antlitz ſpiegelte ſich die ganze Tiefe ihrer Seele, und wie ich ſie anblickte, ſah und hörte ich ſchon Alles was in ihr lag und lebte. „Du thuſt mir leid", ſchien ſie zu ſagen, und wollte es doch nicht ſagen. „Sind wir endlich wieder beiſammen? Sei ruhig! Klage nicht! Frage nicht! Zage nicht! Sei mir willkommen! Sei mir nicht bös!" Alles Dies blickte aus ihren Augen heraus, und noch immer wagten wir nicht mit einem Worte den Frieden unſerer Seligkeit zu ſtören.

„Haſt du einen Brief vom Hofrath erhalten?" war ihre erſte Frage, und ihre Stimme zitterte bei jedem Worte.

„Nein", erwiderte ich.

Sie ſchwieg eine Weile, dann ſagte ſie: „Vielleicht iſt es beſſer, daß es ſo kam, und daß ich dir ſelbſt Alles ſage. Mein Freund, wir ſehen uns heute zum letzten mal. Laß uns in Frieden ſcheiden, ohne Klagen, ohne Zorn. Ich habe viel verſchuldet, das fühle ich. Ich habe in dein Leben eingegriffen, ohne zu denken, wie auch ein leiſer Hauch oft eine Blume entblättert. Ich kenne die Welt ſo wenig — ich glaubte nicht, daß ein armes leidendes Weſen wie ich dir mehr als Mitleiden einflößen könne. Ich kam dir freundlich und offen entgegen, weil ich dich ſolange gekannt, weil ich mich in deiner Nähe ſo wohlfühlte, — warum ſoll ich es nicht ganz ſagen? — weil ich dich liebte. Aber die Welt verſteht dieſe Liebe nicht, und duldet ſie nicht. Der Hofrath hat mir die Augen geöffnet. Die ganze Stadt redet von uns, mein

Bruder, der Regent, hat an den Fürſten geſchrieben, und er verlangt, daß ich dich nie wiederſehe. Ich bereue es tief, daß ich dir dieſen Schmerz bereitet. Sage mir, daß du mir verzeihſt — und dann laß uns ſcheiden als Freunde."

Ihre Augen hatten ſich mit Thränen gefüllt, und ſie ſchloß ſie, damit ich ihre Thränen nicht ſehen ſollte. „Maria", ſagte ich, „für mich gibt es nur Ein Leben, das iſt mit dir — aber auch nur einen Willen, das iſt der deinige. Ja, ich geſtehe es dir, ich liebe dich mit aller Glut der Liebe, aber ich fühle es, ich bin deiner nicht würdig. Du ſtehſt hoch über mir an Adel, an Hoheit, an Reinheit, und ich kann den Gedanken kaum faſſen, dich je mein Weib zu nennen. Und doch gibt es keinen andern Weg, auf dem wir zuſammen durch das Leben wandeln könnten. Maria, du biſt ganz frei, ich verlange kein Opfer. Die Welt iſt groß, und

wenn du es willſt, ſo ſehen wir uns nie wieder. Aber wenn du mich liebſt, wenn du fühlſt, daß du mir angehörſt — o dann laß uns die Welt vergeſſen und ihr kaltes Urtheil. Auf meinen Armen trage ich dich zum Altar, und kniend will ich dir ſchwören dein zu ſein im Leben und im Tod."

„Mein Freund", ſagte ſie, „wir müſſen nie das Unmögliche wollen. Wäre es Gottes Wille geweſen, daß ein ſolcher Bund uns in dieſem Leben vereinige, würde er mir dann wol die Leiden geſchickt haben, die mich unfähig machen, je mehr zu ſein als ein hülfloſes Kind? Vergiß nicht, daß was wir Schickſal, Umſtände, Verhältniſſe im Leben nennen, in Wahrheit nur das Werk der Vorſehung iſt. Dagegen ſich aufzulehnen, iſt gegen Gott ſich auflehnen, und wäre es nicht kindiſch, ſo könnte man es frevelhaft nennen. Die Menſchen wandeln hier auf Erden

wie die Sterne am Himmel. Gott hat ihnen die Bahn gezeichnet, auf der sie sich treffen, und wenn sie scheiden sollen, so müssen sie scheiden — ihr Widerstand wäre vergebens, oder er würde die ganze Ordnung der Welt vernichten. Begreifen können wir es nicht, aber wir können vertrauen. Verstehe ich es doch selbst nicht, warum meine Hinneigung zu dir ein Unrecht war. Nein, ein Unrecht kann ich, will ich sie nicht nennen. Aber es kann nicht sein, es soll nicht sein. Mein Freund, dies ist genug — wir müssen uns fügen in Demuth und in Glauben."

Trotz der Ruhe, mit der sie sprach, sah ich wie tief sie litt, und dennoch hielt ich es für Unrecht den Kampf mit dem Leben so schnell aufzugeben. Ich faßte mich so gut ich konnte, damit kein Wort der Leidenschaft ihr Leiden vermehre, und sagte:

„Wenn dies das letzte mal ist, wo wir uns

in dieſem Leben treffen, ſo laß uns klar ſehen, wem wir dieſes Opfer bringen. Wenn unſere Liebe irgendein höheres Geſetz verletzte, ſo würde ich mich wie du in Demuth beugen. Es wäre Gott vergeſſen, gegen einen höhern Willen ſich aufzulehnen. Es mag ſcheinen, als ob der Menſch zuweilen Gott betrügen könnte, als ob ſeine kleine Klugheit der göttlichen Weisheit etwas abgewinne. Das iſt Wahnwitz — und der Menſch, der dieſen Titanenkampf beginnt, wird zerſchmettert und vernichtet. Aber was ſteht unſerer Liebe entgegen? — Nichts als das Geſchwätz der Welt. Ich achte die Geſetze der menſchlichen Geſellſchaft, ich achte ſie, ſelbſt wo ſie, wie in unſerer Zeit, verkünſtelt und verworren ſind. Ein kranker Körper verlangt künſtliche Arzneien, und ohne die Schranken, und Rückſichten, und Vorurtheile der Geſellſchaft, die wir belächeln, wäre es unmöglich, die jetzige Menſchheit zuſammenzuhalten

und den Zweck unſers irdiſchen Zuſammenlebens zu erreichen. Wir müſſen dieſen Göttern Vieles opfern — und wie die Athener ſchicken wir jedes Jahr ein ſchwerbeladenes Schiff von Jünglingen und Mädchen als Tribut für jenes Ungeheuer, welches das Labyrinth unſerer Geſellſchaft beherrſcht. Es gibt kein Herz mehr, das nicht gebrochen iſt, es gibt keinen Menſchen von wahrem Gefühl, der ſeiner Liebe nicht die Flügel hat knicken müſſen, ehe ſie in den Käfig der Geſellſchaft zur Ruhe kam. Das muß ſo ſein, das kann nicht anders ſein. Du kennſt das Leben nicht, aber wenn ich nur an meine Freunde denke, ich könnte dir viele Bände von Trauerſpielen erzählen. Der Eine liebte ein Mädchen und ward wiedergeliebt. Aber er war arm, ſie war reich. Die Väter und Vettern zankten und höhnten, und zwei Herzen waren gebrochen. Warum? Weil die Welt es für ein Unglück hält, daß eine

Frau ein Kleid trage, das aus der Wolle eines Baums in Amerika, und nicht aus den Faſern eines Wurms in China gemacht iſt.

„Ein Anderer liebte ein Mädchen und ward wiedergeliebt. Aber er war Proteſtant, ſie war Katholikin. Die Mütter und Prieſter ſtifteten Unfrieden, und zwei Herzen waren gebrochen. Warum? Wegen des politiſchen Schachſpiels, welches Karl V., Franz I. und Heinrich VIII. vor drei Jahrhunderten miteinander ſpielten.

„Ein Dritter liebte ein Mädchen und ward wiedergeliebt. Aber er war adelig, ſie war bürgerlich. Die Schweſtern eiferten und geiferten, und zwei Herzen waren gebrochen. Warum? Weil vor hundert Jahren ein Soldat einen andern erſchlug, der in der Schlacht das Leben des Königs bedrohte. Dies gab ihm Titel und Ehren, und ſein Großenkel ſühnt mit einem verfehlten Leben das Blut, was damals gefloſſen.

„Die Statiſtiker ſagen, es werde jede Stunde ein Herz gebrochen — und ich glaube es. Aber warum? faſt überall weil die Welt keine Liebe zwiſchen fremden Menſchen anerkennt, es ſei denn zwiſchen Mann und Frau. Wenn zwei Mädchen denſelben Mann lieben — ſo muß die eine als Opfer fallen. Wenn zwei Männer daſſelbe Mädchen lieben, ſo fällt der eine oder beide als Opfer. Warum? — Kann man denn kein Mädchen lieben, ohne es heirathen zu wollen? — Kann man kein Weib anſehen, ohne ſeiner zu begehren? Du ſchließeſt die Augen, und ich fühle, ich habe zu viel geſagt. Die Welt hat das Heiligſte, was es im Leben gibt, zum Gemeinſten gemacht. Aber Maria, genug! Laß uns die Sprache der Welt reden, wenn wir in ihr und mit ihr reden und handeln müſſen. Aber laß uns Ein Heiligthum bewahren, wo zwei Herzen die reine Sprache des Herzens reden

können, unbekümmert um das Toben der Welt da draußen. Die Welt ſelbſt ehrt dieſe Zurückgezogenheit, dieſen muthigen Widerſtand, den edle Herzen im Bewußtſein ihrer Rechte dem gewöhnlichen Laufe der Dinge entgegenſetzen. Die Rückſichten, die Ziemlichkeiten, die Vorurtheile der Welt ſind wie eine Schlingpflanze. Es iſt ſchön, wenn ein grüner Epheu mit ſeinen tauſend Ranken und Wurzeln ein feſtes Mauerwerk verziert; aber er darf uns nicht überwuchern, ſonſt dringt er in alle Fugen unſers Baus, und zerſtört den Kitt, der uns ſelbſt im Innern zuſammenhält. Sei mein, Maria — folge der Stimme deines Herzens. Das Wort, was jetzt auf deinen Lippen ſchwebt, entſcheidet für immer über dein und mein Leben, über dein und mein Glück."

Ich ſchwieg. Ihre Hand, die ich in der meinigen hielt, erwiderte den warmen Druck des Herzens. In ihr wogte und ſtürmte es, und

der blaue Himmel, der vor mir lag, ſchien nie ſo ſchön als jetzt, wo der Sturm Wolke auf Wolke vorübertrieb.

„Und warum liebſt du mich?“ ſagte ſie leiſe, als ob ſie den Augenblick der Entſcheidung noch immer verzögern müßte.

„Warum? Maria! Frage das Kind, warum es geboren wird — frage die Blume, warum ſie blüht — frage die Sonne, warum ſie leuchtet. Ich liebe dich, weil ich dich lieben muß. Doch wenn ich dir noch mehr ſagen ſoll, laß dieſes Buch, was bei dir liegt, und was du ſo gern haſt, für mich ſprechen: «Was beste solte das liebste sîn, und in diser liebe sollte nicht angesehen werden nutz und unnutz, fromen oder schaden, gewin oder vorlust, êre oder unêre, lob oder unlob oder diser keins, sunder was in der wârheit das edelste und das aller beste ist, das solt auch das allerliebste sîn, und umb nichts anders

dan allein umb das, das es das edelst und das beste ist. Hie nâch mocht ein mensche sîn leben gerîchten von ûſsen und von innen. Von ûſsen: wan under den crêatûren ist eins besser dan das ander, dar nâch dan das êwig gût in einem mêr oder minner schînet und wurket dan in dem andern. In welchem nun das êwig gût aller meist schînet, lûchtet, wurket und bekant und geliebet wirt, das ist ouch das beste under den crêatûren; und in welchem dîs minst ist, das ist ouch das aller minst gût. Sô nu der mensche die crêatûr handelt und dâ mit umb gêt, und disen underscheit bekennet, sô sol im ie die beste crêatûr die liebste sîn und sol sich mit flîs zu ir halden und sich dâ mit voreinigen .....» Maria, weil dit die beſte Creatur biſt, die ich kenne, darum bin ich dir gut, darum biſt du mir lieb — darum lieben wir uns. Sage das Wort, das in dir lebt, ſage daß du mein biſt; verleugne

nicht dein innerſtes Gefühl. Gott hat dir ein leidendes Leben geſchenkt — er ſchickt mich dir, um mit dir zu leiden. Dein Leiden ſoll mein Leiden ſein, und wir wollen es zuſammen tragen, wie ein Schiff die ſchweren Segel trägt, die es durch die Stürme des Lebens endlich in den ſichern Hafen führen."

Es wurde ſtiller und ſtiller in ihr. — Das leichte Roth ſpielte auf ihren Wangen wie ein ſtilles Abendroth. Da öffnete ſie die Augen weit — die Sonne leuchtete noch einmal auf mit wunderbarem Schimmer —

„Ich bin dein", ſagte ſie; „Gott will's. Nimm mich, ſo wie ich bin — ſolange ich lebe bin ich dein, und möge Gott uns in einem ſchönern Leben wieder zuſammenführen und dir deine Liebe lohnen."

Wir lagen uns Bruſt an Bruſt — meine Lippen ſchloſſen mit leiſem Kuß die Lippen, auf

denen ſoeben der Segen meines Lebens geſchwebt hatte. Die Zeit ſtand ſtill für uns, die Welt um uns war verſchwunden. Da drang ein tiefer Seufzer aus ihrer Bruſt. „Möge Gott mir dieſe Seligkeit verzeihen", flüſterte ſie. „Jetzt laß mich allein — ich ertrage es nicht mehr. Auf Wiederſehen, mein Freund, mein Geliebter, mein Retter!"

Das waren die letzten Worte, die ich von ihr gehört. Doch nein. — Ich war nach Haus gegangen und lag in bangen Träumen auf meinem Lager. Es war Mitternacht vorbei, als der Hofrath in mein Zimmer trat. „Unſer Engel iſt im Himmel", ſagte er, „hier iſt der letzte Gruß, den ſie dir ſendet." Mit dieſen Worten gab er mir einen Brief. Er enthielt den Ring, den ſie mir und den ich ihr einſt

gegeben, mit den Worten: WIE GOTT WILL. Er war eingewickelt in ein altes Papier, und darauf hatte ſie einſt die Worte geſchrieben, die ich ihr als Kind geſagt: „Was dein iſt, das iſt mein. Deine Maria.“

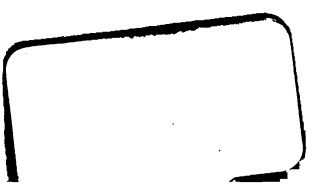
Stundenlang ſaßen wir Beide zuſammen, ohne ein Wort zu ſagen. Es war eine geiſtige Ohnmacht, die uns der Himmel ſchickt, wenn die Laſt der Schmerzen zu groß wird, als daß wir ſie tragen könnten. Endlich erhob ſich der alte Mann, nahm meine Hand und ſagte: „Wir ſehen uns heute zum letzten mal, denn du mußt fort von hier, und meine Tage ſind gezählt. Es iſt nur Eins, was ich dir ſagen muß — ein Geheimniß, was ich mein ganzes Leben mit mir getragen und Niemand geſtanden habe. Ich ſehne mich danach es Einem zu beichten. Höre mir zu. Die Seele, die von uns geſchieden iſt, war eine ſchöne Seele, ein herr-

licher, reiner Geiſt, ein tiefes, treues Herz. Ich kannte eine Seele, ſo ſchön wie ſie, — noch ſchöner! Das war ihre Mutter. Ich liebte ihre Mutter, ihre Mutter liebte mich. Wir waren Beide arm, und ich kämpfte mit dem Leben, um mir und ihr eine ehrenvolle Stellung in der Welt zu verſchaffen. Der junge Fürſt ſah meine Braut und liebte ſie. Er war mein Fürſt, er liebte ſie innig, er war bereit ihr alle Opfer zu bringen und ſie, die arme Waiſe, zur Fürſtin zu erheben. Ich liebte ſie ſo, daß ich mein Glück meiner Liebe zu ihr opferte. Ich verließ meine Heimat und ſchrieb ihr, ich gebe ihr ihr Wort zurück. Ich habe ſie nie wiedergeſehen als auf ihrem Todtenbette. Sie ſtarb bei der Geburt ihrer erſten Tochter. Jetzt weißt du, warum ich deine Maria geliebt und ihr Leben von Tag zu Tag gefriſtet habe. Sie war das einzige Weſen, was mein Herz noch an dieſes Leben feſ-

ſelte. Trage das Leben, wie ich es getragen. Verliere keinen Tag in eitler Trauer. Hilf den Menſchen, wo du kannſt, liebe ſie, und danke Gott, daß du ein ſolches Menſchenherz wie das ihrige auf Erden geſehen, gekannt, geliebt — und verloren haſt."

„Wie Gott will", ſagte ich, und wir ſchieden fürs Leben.

Und Tage, und Wochen, und Monde, und Jahre ſind hingegangen — die Heimat iſt mir zur Fremde und die Fremde zur Heimat geworden. Aber ihre Liebe iſt mir geblieben, und wie eine Thräne in das Meer fällt, ſo iſt die Liebe zu ihr in das lebendige Meer der Menſchheit gefallen, und durchdringt und umſchlingt Millionen — Millionen „fremder Menſchen", die ich von Kindheit an ſo lieb gehabt.

Nur an ſtillen Sommertagen, wie heute, wo man allein im grünen Walde der Natur am Herzen liegt, und nicht weiß, ob es draußen noch Menſchen gibt, oder ob man allein, ganz allein auf dieſer Erde lebt, da regt es ſich auf dem Gottesacker der Erinnerung, die todten Gedanken ſtehen wieder auf, die ganze Allmacht der Liebe kehrt in das Herz zurück und ſtrömt hin auf jenes ſchöne Weſen, das mich wieder anſchaut mit ſeinen tiefen, unerforſchlichen Augen — und dann iſt's als ob die Liebe zu Millionen verſchwände in der Liebe zu der Einen, — zu meinem guten Engel — und meine Gedanken verſtummen vor dem unerforſchlichen Räthſel der endlichen und der unendlichen Liebe.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.